

Die Ethno-Krimis

von

Peter Schwittek

Erlebnisse und Versuche ein schwieriges Land zu verstehen

Kabul 2017

Der Dieselölhandel

Vor einer guten Woche hatten wir aus schlimmen Gründen Mitarbeiter entlassen. Die Bösewichte waren durch Aussagen der Türwächter und anderer Mitarbeiter überführt worden.

An diesem Abend waren wir bei Freunden. Man quatscht, isst und spielt schließlich Karten.

Gegen halb zehn holte uns unser Fahrer ab. Wir nahmen noch Freunde mit und setzten sie zu Hause ab. Dann fuhren wir zu unserem Büro, wo wir auch leben und schlafen. Um diese Abendzeit ist der Verkehr kein Problem. Es sind nur wenige Autos auf den Straßen. Ab und zu schiebt ein Straßenhändler einen unbeleuchteten Karren nach Hause, auf dem er tagsüber seine Waren ausgebreitet hatte. Fußgänger sind selten. In den Seitenstraßen ist es ganz still.

Unser Anwesen liegt in einer Seitenstraße. Wir kommen vor dem Tor an, klingeln und warten. Zwei Männer tauchen aus der Dunkelheit der Straße auf. Einer hält einen kleinen schwarzen Kunststoffkanister in der Hand, in den höchstens fünf Liter passen. Der Türwächter öffnet das Tor. Die Männer mit dem Kanister beschimpfen ihn. Er habe ihnen Wasser verkauft und kein Dieselöl. Der Fahrer ruft dem Türwächter zu, er solle die Polizei anrufen. Doch der Wächter hat kein Guthaben auf seinem Mobiltelefon. Die Fremden verschwinden mit schnellen Schritten in der Dunkelheit. Den Kanister lassen sie stehen. Er ist leer. Offenbar war er noch nie benutzt worden.

Wir gehen ins Haus und fragen uns, was das zu bedeuten hatte. Langsam verstehe ich: Unsere Türwächter hatten diesen Leuten Dieselöl verkauft. Ab und zu fällt der Strom aus. Dann werfen wir einen Dieselgenerator an. Im Winter heizen wir mit Dieselöl. Deshalb steht in einer Gerümpelkammer ein Fass, aus dem man Dieselöl abzapfen kann.

Nachmittags kam Abdul Hussain vorbei. Dem erzählte ich die Geschichte. Er beruhigte mich. Ich solle doch mal überlegen, wie solch' ein Handel aussehen könnte! Der Wächter und der Fahrer, der Nachtdienst hat, halten sich im Wächterraum auf. Dort schlafen sie und können auch fernsehen. Jede Nacht hat ein anderer Fahrer Dienst. Wenn ein Außenstehender Dieselöl kaufen will, kann er schlecht klingeln. Das hörten auch wir Ausländer. Also müsste er den Nachtwächter anrufen. Das bekäme der jeweilige Fahrer mit. Auch der Koch ist jede zweite Nacht dort. Der Wächter müsste zur Gerümpelkammer gehen und Diesel abzapfen. Der Hund würde anschlagen. Ich sah ein: Solch' ein Handel kann bei uns nicht klappen.

Die entlassenen Kollegen hatten den Vorfall inszeniert. Sie hatten Fremde angeworben, die uns mit ihrem Auftritt vortäuschen sollten, dass die Nachtwächter unser Dieselöl verkaufen, damit wir sie entlassen.

Der Wasserhahn

Ende 1991 löste sich die Sowjetunion auf. Sie hatte bis zuletzt die afghanischen Kommunisten, die die Stadt Kabul und einige Teile Afghanistans beherrschten, mit Waffen und Hilfsgütern versorgt. Die Situation der afghanischen Kommunisten war nun aussichtslos. Der Usbekenführer Dostam hatte bisher zu den Kommunisten gehalten und mit seinen Milizen kommunistische Festungen verteidigen geholfen. Im Frühjahr 1992 lief Dostam zu den Mudschaheddin, den Feinden der Kommunisten, über. Die Kommunisten gaben auf. Insbesondere in der Hauptstadt Kabul entbrannte ein erbitterter Machtkampf der verschiedenen Mudschaheddin-Parteien. Dostam machte mit seinen Kriegern munter mit. Seine Partei nannte sich Dschombusch. Die Machtkämpfe waren in den meisten Landesteilen nicht so heftig wie in der Hauptstadt. Insbesondere große Teile Nordafghanistans wurden so eindeutig von Dschombusch beherrscht, dass es dort friedlich blieb. Die Stadt Mazar-e-Scharif war die Hauptstadt von Dschombusch.

Die Organisation Lepco kämpfte recht erfolgreich gegen die Krankheiten Lepra und Tuberkulose. Sie war und ist heute noch vor allem im zentralafghanischen Hasaradschat aktiv. Ihre Zentrale war bis dahin in Pakistan gewesen. 1993, nach dem Sturz der Kommunisten, wurde das Hauptbüro von Lepco in das ruhige Mazar-e-Scharif verlegt. Dort wurde auch eine Lepra- und Tuberkuloseklinik eröffnet.

Die Lepco-Klinik lag im Norden von Mazar, wo die Stadt damals an die Salzsteppe grenzte. Inzwischen ist die Stadt weit in die Steppe hineingewachsen.

Es gibt nicht viel Wasser im Norden von Mazar. Die oberste Schicht Wasser ist salzig. Lepco musste recht tief bohren, um das Büro und dann auch die Klinik mit Süßwasser zu versorgen. Das konnten sich die meisten Menschen, die in der Nähe der Klinik lebten, nicht leisten. Sie kamen und baten im Büro um Wasser. Das sprach sich herum. Immer mehr Menschen holten sich dort das köstliche Nass. Für Lepcos Belegschaft wurde der Aufwand erheblich. Eine Person war fast den ganzen Tag damit beschäftigt, Wasser auszuteilen. Der Leiter von Lepco, der Engländer Jon Gibbs-Smith, sorgte dafür, dass eine Wasserleitung durch die Mauer gebrochen wurde, die das Bürogelände umgab. Außen wurde ein Wasserhahn angebracht. Jetzt konnten sich die Menschen selber Wasser holen. Ein Schild wurde angebracht, in dem aufgefordert wurde, den Wasserhahn nach dem Abzapfen wieder fest zu verschließen.

Keine Woche später war morgens der Wasserhahn abmontiert. Schließlich konnte man den für einige Dollars im Basar verkaufen. Ein neuer Wasserhahn wurde angebracht. Ein weiteres Schild wies darauf hin, dass der Wasserhahn für die Allgemeinheit da sei. Wenn er gestohlen werde, könne niemand mehr Wasser zapfen. Die meisten, die da Wasser holten, konnten vermutlich nicht lesen. Aber die Bedeutung des Wasserhahns für die Allgemeinheit war auch ohne schriftlichen Hinweis einsichtig. Es half nichts. Auch der nächste Hahn war kurz darauf gestohlen.

Einleitung

Eigentlich hat das Buch ja schon angefangen. Die kurzen Erlebnisse am Anfang haben Sie vermutlich etwas ratlos gelassen. Und es soll noch eine ganze Reihe weiterer, auch längerer Erlebnisse, kurz "Krimis" genannt, folgen, die ich alle mehr oder weniger erlebt habe. Wenn ich die einfach aneinanderreihe, werden Sie das Buch bald kopfschüttelnd weglegen. "Was will dieser Schreiber? Will er uns zeigen, dass er die Afghanen nicht leiden kann?" Das will er nicht. Er kann sie sogar gut leiden. Doch das Sozialverhalten der Afghanen unterscheidet sich deutlich von dem der "Westler". Das hat Gründe. Wenn man eine gewisse Ahnung von diesen Gründen hat, lassen einen die Krimis nicht mehr ganz so ratlos zurück.

Die Bevölkerung Afghanistans hat eine ganz andere Geschichte "in den Knochen" als die Bevölkerung Deutschlands. Seit Jahrtausenden sieht das Zusammenleben der Menschen in Zentralasien ganz anders aus als in Zentraleuropa. Für uns sind Afghanen oft nicht "normal", d.h. sie verhalten sich nicht nach den "Normen" unserer Gesellschaft. In ihrer eigenen Gesellschaft ist ihr Verhalten aber normal. Die Normen, die sich im Laufe der Geschichte entwickelt haben, sind hier und da sehr verschieden. Ich empfinde es als Gewinn, dass ich einiges über die recht anderen Normen der Afghanen kennen gelernt habe. Seitdem mache ich mir über Normen des Zusammenlebens viel mehr Gedanken. Seitdem ist mir manches, was bei uns "normal" ist, nicht mehr selbstverständlich.



Seitdem weiß ich, was ein funktionierendes Rechtssystem oder eine gründliche Gesundheitsversorgung wert ist.

Die Regeln, die für das Zusammenleben in der Gesellschaft gelten, prägen jeden einzelnen Menschen sehr tief. Wenn man ihn in eine ganz andere Gesellschaft steckt, kann man ihn nicht einfach umprogrammieren, damit er in der neuen Umgebung zurechtkommt. Eine wirkliche Integration von Afghanen im Westen dauert mehrere Generationen.

Um Sie nicht mit den Krimis alleine zu lassen, werde ich die Krimis mit "Belehrungen" über die afghanische Gesellschaft mischen. Keine Angst! Ich bin kein Soziologe oder Ethnologe, der Ihnen die Schönheiten seiner Fachsprache vorführen möchte. Was ich erzähle, habe ich mir selber klargemacht und erzähle Ihnen das so wie mir selbst – als Laie einem Laien.

Anfangen werde ich mit einem kurzen Vortrag, den ich eigentlich für ältere Schüler vorbereitet hatte. Da wird deutlich gemacht, dass in der afghanischen Gesellschaft ganz andere Spielregeln gelten. In der zweiten Hälfte dieses Vortrages wird nur kurz angeschnitten, dass diese Spielregeln erhebliche Auswirkungen auf verschiedene Lebensbereiche haben, z.B. auf das Leben der Frauen, auf die Erziehung von Jungen und Mädchen, auf das Geltungsbedürfnis des Einzelnen, auf das Bevölkerungswachstum oder auf die Einstellung zu Gewalt und Krieg. Diese Auswirkungen auf spezielle Lebensbereiche werden in späteren "Belehrungskapiteln", ich nenne sie "Ethnos", behandelt. Die Gesamtheit der Ethnos hilft dabei, das Zusammenleben der Afghanen besser zu verstehen. Man kann das Buch auch als einen Führer in die afghanische Gesellschaft und ihre Funktionsweise verstehen, der allerdings keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt. Die persönlichen Erlebnisse mit mehr oder weniger kriminellem Tiefgang nenne ich "Krimis". Man kann die Krimis als Abwechslung von den ethnologischen Belehrungen sehen oder die Ethnos als Hintergrund für die Krimis. Zwei solcher Krimis stehen schon vor dieser Einleitung. Von nun an folgt einem Ethno immer ein Krimi.

Die afghanische Stammesgesellschaft

Versuchen Sie sich bitte vorzustellen, wir hätten keinen Staat – keine Polizei, keine Gerichte, keine Sozialversicherung, keine Schulen, nichts!

Krankenversicherung gibt es nicht. Aber Ärzte brauchen wir für die Geschichte hier. Nehmen wir an, die gäbe es! Ihre Mutter ist krank. Sie gehen mit ihr zu einem Arzt. Der behandelt Ihre Mutter. Die stirbt darauf. Sie sind überzeugt, dass der Arzt etwas falsch gemacht hat. Auch Ihr Bruder ist Arzt. Er ist nach England ausgewandert. Sie telefonieren mit ihm. Ihr Verdacht bestätigt sich. Der Arzt ist schuld am Tod Ihrer Mutter. Was machen Sie?

Sie nehmen sich einen Anwalt. Wozu? Es gibt keine Gerichte. Sie zeigen den Arzt bei der Polizei an. Was soll's? Es gibt keine Polizei.

Oder Sie betreiben eine Landwirtschaft. Ein anderer Landwirt besitzt viel mehr Grund und Boden. Man kann ihn als Großbauern bezeichnen. Dieser Großbauer hat ein Auge auf Ihr bestes Stück Land unten am Fluss geworfen. Er besucht Sie. Zwei Söhne hat er mitgebracht. Die sind bewaffnet. Er eröffnet Ihnen, dass er wünscht, dass Sie ihm das Stück am Fluss verkaufen. Er will einen lächerlich niedrigen Preis dafür zahlen. Der Großbauer deutet an, dass er noch viel mehr Bewaffnete aufbieten kann – weitere Söhne, Neffen, Pachtbauern. Was nun? Polizei gibt es nicht. Gerichte auch nicht.

Wenn ich so etwas erzähle, denke ich an Afghanistan. "Aber dort gibt es doch Polizei." werden Sie sagen. Das stimmt. Es gibt ja auch Schulen. Doch die sind grottenschlecht. Die meisten Abiturienten sind Analphabeten. Es gibt auch Gerichte, Staatsanwälte und Richter. Aber die Polizei ist korrupt und die Richter sind es auch. Es gibt Gefängnisse. Doch wer ausreichend Schmiergeld aufbieten kann, kommt da raus. Es gibt also vieles, was nach Staat aussieht. Doch das funktioniert alles nicht.

Wenn Sie sich bei der Polizei über den Arzt beschweren, der Ihre Mutter falsch behandelt hat, wird der verhaftet; Sie aber auch. Der Arzt zahlt Schmiergeld und ist frei. Ihnen wird plötzlich vorgeworfen, Sie hätten ihre Mutter vergiftet. Nun ja, sie lebte bei Ihnen. Es gibt keine Rentenversicherung. Sie mussten alle Kosten für Ihre Mutter tragen. Trotzdem haben Sie natürlich nie daran gedacht, Ihre Mutter umzubringen. Doch wenn Sie noch aus der Sache rauskommen wollen, ist es höchste Zeit, dass auch Sie ein hohes Schmiergeld zahlen.

Danach werden Sie nie wieder zur Polizei gehen, um ihr Recht zu bekommen. Aber was machen Sie dann? Sie haben keine Wahl. Sie müssen sich darauf einstellen, Ihre Rechte auf eigene Faust durchzusetzen – auch mit Gewalt.

Einer unserer Mitarbeiter stammte aus einer ländlichen Provinz. Er bat mich um Urlaub. Er müsse in seine Heimat reisen, um seinem Bruder zu helfen. Eine einflussreiche Familie drohte dem Bruder sein gesamtes Land abzupressen. Ich gab ihm den Urlaub. Ein halbes Jahr später bat der gleiche Mitarbeiter um einen Gehaltsvorschuss. Sein Bruder hatte das

Land an die einflussreiche Familie verloren. Jetzt wohnte er mit Frau und Kindern bei unserem Mitarbeiter in der Stadt, und der musste alle durchfüttern.

Ein Kollege, der Landbesitz in der Provinz hat, sagte damals: "Das kann uns nicht passieren. Wenn so etwas anliegt, können wir 17 Bewaffnete aufbieten."

Für einen Afghanen ist es von Kind an selbstverständlich, dass er sich und die Seinen zur Not mit Gewalt verteidigen muss. Er muss aber nicht nur bereit sein zu kämpfen, wenn es um die Rechte der eigenen Familie geht. Es kann sein, dass sein ganzes Dorf bedroht wird.

In Deutschland regnet es zu allen Jahreszeiten. In Afghanistan gibt es im Winter und im Frühjahr Niederschläge. Im Sommer und im Herbst, wenn Getreide und Obst wachsen und reifen sollten, ist es trocken. Aber in den Gebirgen liegt noch lange Schnee und taut dahin. So haben die Flüsse bis in den Herbst hinein Wasser. Aus den Flüssen zweigt man Kanäle ab und leitet über diese Kanäle Wasser zu den Feldern. Da steckt viel Arbeit drin. Unser Dorf hat auch solch' einen Bewässerungskanal. Und nun stellen Sie sich vor, dass die Einwohner des Nachbardorfes aus unserem Bewässerungskanal Wasser auf ihre Felder ableiten wollen! Wenn wir das zulassen, können wir einen Teil unserer eigenen Felder nicht mehr bewässern.



Oder eine Nomadensippe will das Gebiet unseres Dorfes durchqueren. Die Nomaden haben Schafe und Ziegen und auch Kamele. Wenn die durch unsere Felder ziehen, wird das Getreide niedergetreten. Ein Teil unserer Ernte ginge verloren. Wir müssen die Nomaden zwingen, einen anderen Weg zu wählen.

Für solche Fälle reicht es nicht, wenn wir uns als Familie wehren. Da muss man als Dorfgemeinschaft zusammenhalten. Solche Dorfgemeinschaften sind oft auch Gemeinschaften von Verwandten, die sich alle auf die Abstammung von einem gemeinsamen Vorfahren berufen. Das ganze Dorf ist eine Sippe. Und mehrere solcher Sippen bilden einen Clan, viele Clans bilden einen Stamm. Eigentlich muss man einen Stamm noch mehr und genauer unterteilen. Aber für uns reicht dieses Chema.

Ich muss also bereit sein, für meinen Stamm, meinen Clan, meine Sippe oder meine Familie zu kämpfen. Und das bin ich. Meinem Stamm, meinem Clan, meiner Sippe, und vor allem meiner Familie verdanke ich alles, wirklich alles. Ohne die wäre ich wehrlos. Wer schützt mich denn sonst?

Bei dieser Frage "Wer schützt mich denn sonst?" sollten Sie innehalten. Die Frage ist ernst. Es ist wirklich nur die Familie, die einen schützt. Sicher, wenn wir als Sippe angegriffen werden, muss unsere Sippe zusammenhalten. Aber die Familien innerhalb einer Sippe sind sich oft nicht grün. Wenn es um Landbesitz oder Wasserrechte geht, gibt es auch innerhalb der Sippe Streit. Wirklich verlassen kann man sich nur auf die eigene Familie. Und außerhalb der Sippe oder gar des Clans braucht man nicht auf Hilfe zu hoffen, wenn es ernst wird. Gerichte, Polizei, Sozialämter oder Versicherungen, das funktioniert alles nicht. Der Bürger eines westlichen Landes hat viele Möglichkeiten, nach Unterstützung zu suchen, wenn er sie braucht. Ein Afghane kann sich wirklich nur auf seine Familie verlassen. Wenn die Familie ihn verstößt, ist er verloren. Deshalb ist der Zusammenhalt in einer afghanischen Familie sehr, sehr stark. Wir Westler können diese gefühlsmäßigen Bindungen nur selten ermessen und unterschätzen sie gewöhnlich weit.

Gesellschaften, die so aufgebaut sind, heißen Stammesgesellschaften. Die afghanische Gesellschaft ist eine Stammesgesellschaft.

Das hört sich kriegerisch an und ist es auch. Aber meist kommt es nicht zum Kampf. Wenn unsere Sippe zeigt, dass sie viele Krieger aufbieten kann, werden die Nomaden lieber einen anderen Weg wählen. Und wenn eine Familie siebzehn Männer unter Waffen hat, kann sie in Frieden leben.

Außerdem gibt es im Clan und in der Sippe Älteste. Das sind Männer, die Einfluss haben und vermitteln können, etwa beim Streit zweier Familien oder sogar bei einer Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Stämmen.

Allerdings muss man die Wehrbereitschaft immer wieder mal zeigen, auch wenn nichts konkret anliegt. Alle müssen wissen, dass es gefährlich ist, sich mit uns anzulegen. Eine gewisse Angeberei kann helfen. Ich muss öfter klarstellen, dass ich zum besten Clan der Welt gehöre. Einen anderen beleidige ich schon mal, indem ich vor Dritten einen Witz über

dessen Sippe mache. Dann wissen alle Zuhörer, dass ich mich etwas traue. Doch ich sollte sicher sein, dass der andere schwach ist und sich nicht wehren wird. Sonst kann so etwas ins Auge gehen und eine kriegerische Auseinandersetzung mit anderen Clans oder Sippen provozieren. Das kann sich unser Stamm nicht leisten und unsere Sippe, unser Clan auch nicht. Also besteht innerhalb dieser Gemeinschaften ein Druck auf jeden einzelnen, zwar Macho-Gehabe zu zeigen – aber nur wohldosiert.

Bei Auseinandersetzungen kann materieller Besitz hilfreich sein. Man kann Geld nutzen, um sich durchzusetzen. Daher zeigt man, was man hat.

In Deutschland sagen viele Menschen, dass sie Krieg und Blutvergießen ablehnen. So etwas äußern Afghanen lieber nicht. Alle anderen würden es als Zeichen von Schwäche verstehen. Krieg und Kampf werden verherrlicht. Jeder möchte als strahlender Krieger gelten.

Wenn zwei Familien oder Sippen schon seit Jahrzehnten Streit haben, ist es fast unmöglich, diesen Streit beizulegen. Alle anderen würden glauben, die beiden Familien sind schwach geworden und drücken sich vor einem Streit. Feindschaften werden liebevoll gepflegt.

Für eine Familie ist es wichtig, viele Söhne zu haben, damit sie später viele Bewaffnete aufbieten kann. Daher haben Afghanen sehr viele Kinder. Wenn eine Familie nur Töchter hat, ist sie arm dran. Wenn der Vater älter und schwächer wird, ist die Familie schutzlos.

Männer sind Träger der Wehrhaftigkeit. Wenn es zu Kampfhandlungen kommt, sind Frauen mit ihren Kinderscharen lästig. Wenn es ums Ganze geht, sind sie Ballast. Folglich spielen Frauen in Stammesgesellschaften eine untergeordnete Rolle.

In großen Städten ist der einzelne nicht mehr ganz so fest an seine Stammesgemeinschaft gebunden. Aber die Menschen sind auch dort von den Reflexen und Haltungen geprägt, die man in einer Stammesgesellschaft entwickelt.

Welche Rolle spielt der Islam in Afghanistan? Ich möchte jetzt nur ein Beispiel bringen, das zeigt, dass vieles, was wir dem Islam anlasten, letztlich aus den Regeln des Zusammenlebens innerhalb des Stammes kommt. Auch der Islam hat Regeln des Zusammenlebens geschaffen, nämlich das Scharia-Recht. Für uns bedeutet Scharia: Hände abhacken und Steinigen. Das stimmt und stimmt nicht. Man kann vieles in der Scharia so oder so auslegen. Wenn man will, könnte man ein recht mildes Rechtssystem daraus ableiten. Unumstritten ist nach der Scharia – und darum geht es mir jetzt – dass Menschen nicht gegen ihren Willen zur Heirat gezwungen werden dürfen. Die Zwangsheiraten unter Kurden oder Afghanen, die bei uns zu Recht Anstoß erregen, sind also nach der Scharia verboten. Ein deutsch-iranischer Freund, der inzwischen in Dänemark Jura-Professor ist, stöhnt: "Wenn wir in Afghanistan wenigstens das Scharia-Recht hätten! Das hier ist doch alles noch vorislamisches Stammesrecht."

Khaled

Früher, als in Afghanistan noch alles in Ordnung war, habe ich in Kabul an der Universität Mathematik unterrichtet. Später, 1978, kam dann der Putsch der afghanischen Kommunisten, Ende 1979 der Einmarsch sowjetischer Truppen und dann der ganze weitere Niedergang Afghanistans in der Zeit seitdem. Damals gab es nur diese eine Universität im Land. Den Unterrichtsbetrieb muss man sich eher wie den an einer deutschen Oberschule vorstellen. Die Studenten besuchten "Klassen". Auch was wir unterrichteten, war eher Schulstoff. Was darüber hinausging, hatte ich in Deutschland im ersten Studienjahr kennen gelernt. Es gab Vorlesungen und Übungen. In den Übungen gab ich Aufgaben, die die Schüler – pardon Studenten – selber lösten. Das war für die Studenten etwas vollkommen Neues. Bisher hatten ihnen die Dozenten immer etwas vorgetragen, was sie auswendig lernen sollten.

Einer meiner Studenten war Khaled. Er kam aus der Gegend nördlich von Ghazni und lebte, wie alle Studenten aus der Provinz, im Studentenheim. Er suchte Kontakt zu mir. Ich lud ihn zu uns nach Hause ein. Er kam und beklagte sich über das Essen in der Mensa. Das sei viel zu fett. "I have liver." klagte er. Tatsächlich wird in Afghanistan der Reis mit sehr viel tierischem Fett gekocht. Das macht den Reis wiederverwendbar. Für uns ist das gewöhnungsbedürftig. Khaled vertrug es nicht, sagte er. Wir kochten nicht fett. Er kam nun öfter zum Essen. Schließlich boten wir ihm an, in einem Raum in einem Nebengebäude bei uns zu wohnen, damit er öfter dem fetten Essen entfliehen könne. An einem Schreibtisch, der im ersten Stock im Flur unseres Hauses stand, könne er arbeiten und lernen. Tagsüber kam er öfter, aber er übernachtete nicht. Die Rücksicht auf seine Leber ging bei Khaled weit über das Vermeiden von Fett hinaus. Er trank nur Wasser und keinen Tee. Auch der Tee schade seiner Leber. Schließlich ließen wir ihn von einer deutschen Ärztin untersuchen, die nach Afghanistan geheiratet hatte. Die hatte an Khaleds Leber absolut nichts auszusetzten.

Als Khaled das zweite Mal zu uns zum Essen kam, begann er plötzlich hastig alle seine Klassenkameraden den existierenden politischen Parteien zuzuordnen. Damals gab es zwei moskau-hörige kommunistische Parteien. Es gab Maoisten, die in ein Chaos von Splitterparteien zerfielen. Und es gab islamische Gruppierungen. Verblüffend war: Fast jede Studentin und jeder Student gehörten zu einer Partei. Nur eine verheiratete Kommilitonin konnte Khaled nicht einordnen. Er selber war ein strenger Moslem und hasste Kommunisten.

Wir hatten Khaled nicht nach der politischen Ausrichtung seiner Mitstudenten gefragt. Es widersprach der Auffassung, die ich von meinen Aufgaben in Afghanistan hatte. Afghanische Politik ging mich nichts an. Ich war Ausländer und hatte mich da rauszuhalten.

Natürlich unterhielt man sich trotzdem über afghanische Politik. Die Vorstellungen, die dabei von Studenten vertreten wurden, waren unglaublich naiv. In Deutschland hatte ich

die munteren 68-er Jahre miterlebt. Was Aktivisten dieser Bewegung als Theorie ablieferten, war oft hanebüchen. Doch was ich Politisches von afghanischen Studenten hörte, unterbot alles, was ich in Deutschland erlebt hatte.

"Wenn unsere Partei an der Macht wäre, würde sie endlich etwas für die Bauern tun." – "Was wollt Ihr denn für die tun?" – "Hast Du nicht gesehen, wie die leben und arbeiten? Das ist doch eine Quälerei." – "Ja, die haben es schwer. Aber wie willst Du ihnen helfen?" – "Jeder Bauer muss einen Traktor bekommen." – "Und wo wollt Ihr die Traktoren hernehmen?" – "Wir haben einen guten Mann. Der weiß, was zu tun ist. Der könnte Dir das erklären. Der muss an die Macht kommen."

In Deutschland war es eine Minderheit der Studenten, die sich aktiv irgendwelchen Gruppierungen anschloss. Andere sympathisierten. Viele hatten nichts mit irgendeiner Richtung im Sinn. In Afghanistan waren alle Studenten Gefolgsleute irgendeiner Richtung.

Inzwischen ist mir klar, dass ich einen Teil des Wandels von der Stammesgesellschaft zu einer Klientel-Gesellschaft beobachtete. Die Mehrheit der Studenten kam vom Land, wo sie nach den Regeln ihres Stammes und ihrer Familien lebten. Als junger Bursche lernte man vom Vater, vom Onkel und vom Großvater, welche Position die eigene Familie innerhalb der Sippe und innerhalb des Clans einnahm – mit welcher anderen Familie man verfeindet war und auf wen man sich verlassen konnte. Junge Männer hatten schon an Versammlungen der Sippe und des Clans teilgenommen und kannten die Regeln, wer sich wie äußern durfte. Die Mädchen wurden in eine andere Familie verheiratet und hatten sich dort einzufügen. Wenn es zu Auseinandersetzungen mit anderen Sippen kam, standen Frauen und Mädchen loyal zu den "Ihren". Männer und Frauen hatten über die Menschen ihres Lebensbereiches ein klares Urteil. Zu allen hatte man starke emotionale Beziehungen. Die einen liebte man oder sie waren einem sehr sympathisch. Andere hasste man und misstraute ihnen.

Begleiten wir einen Studenten aus der Provinz, zu seinem Studienbeginn nach Kabul! Dort zieht er in ein Studentenheim. In einem Zimmer leben zwölf Studenten in Stockbetten. Die Zimmergenossen kommen aus ganz anderen Gegenden. Mit vielen kann man sich kaum verständigen. Sie haben verschiedene Muttersprachen – Usbekisch, Dari oder Paschtu. Unser Neuling ist sehr allein. Gerne hätte er Sympathien für den einen oder anderen empfunden. Oder sollte man sie besser alle hassen?

Nach ein paar Tagen spricht ein älterer Student unseren Neuling an. Irgendwoher kommt der ihm bekannt vor. Richtig, der ist aus der gleichen Gegend. Unser Neuling hatte ihn vor Monaten von weitem auf einer Hochzeitsfeier gesehen. Der ältere Student erzählt, dass Afghanistan ein rückständiges Land sei. Wenn man sich dazu entschließen könne, den gleichen Weg wie die fortschrittliche, mächtige Sowjetunion zu gehen, könnten alle so modern und gut leben wie die Menschen in Russland oder in der usbekischen Sowjetrepublik. Das leuchtete ein. Doch für unseren Neuling ist es noch wichtiger, dass er nicht mehr ganz allein ist. Der Ältere nimmt ihn mit zu einer Gruppe von Studenten. Die

behandeln ihn als einen der ihren. Sie sind sympathisch. Schnell lernt er, dass es andere Studenten gibt, die verquere Ansichten haben und denen man nicht trauen darf. Die starken Gefühle, die er in der Heimat für die Angehörigen anderer Familien und Sippen empfunden hatte, sie gelten jetzt den Anhängern der Gruppierungen an der Universität. Tiefe Sympathien empfindet er für die Freunde in der eigenen Partei. Misstrauen und Hass richten sich gegen politische Feinde.

Andere Neulinge werden von anderen angesprochen. Ein Mädchen steht dabei als die Dozentin, in deren Vorlesung sie war, nach dem Unterricht einer Gruppe von Studentinnen erklärt, dass der Islam erneuert werden müsse. Das, was die Mullahs den Leuten erzählen und vorleben, habe die Religion verdorben. Man müsse wieder so leben, wie der Prophet und seine Gefährten. Dann werde der Islam auch wieder stark und geachtet sein und man könne die Ungläubigen in die Schranken weisen und bekehren.

Es mag sein, dass der Übergang von einer Stammesgesellschaft in eine Klientelgesellschaft in anderen Lebensbereichen anders aussieht als an der Universität. Man denke an Arbeitskollegen in einer Behörde oder an Geschäftsleute! Aber vielen Studenten dürften so oder so ähnlich wie hier beschrieben, ihre politische Heimat gefunden haben. Wenn Studenten ihre Eltern in der Heimat besuchen, leben sie dort das Stammesleben, das sie von früher her kennen. Die Stammesgesellschaft und die Klientelgesellschaft unterscheiden sich nicht sehr. Sie können nebeneinander und miteinander existieren.

Worum ging es Khaled, als er mir die politischen Abhängigkeiten seiner Kommilitonen aufzählte? Er bot sich mir damit als mein persönlicher Spion an. Viele Lehrer an afghanischen Schulen halten sich solch' einen Schüler. Der berichtet ihnen, was die anderen Schüler über ihn reden und wie es bei den anderen Kollegen im Unterricht zugeht. Dafür wird der Schüler mit guten Noten belohnt. Ich machte keinen Gebrauch von dieser Möglichkeit.

Khaled kam weiter zu uns, aß bei uns und klagte "I have liver." Manchmal kamen wir nach Hause und er saß am Schreibtisch im ersten Stock und lernte. Auch begleiteten wir ihn einige Male in seine Heimat, übernachteten dort und besuchten den nahe gelegenen Bande-Mach-mud, einen Stausee, den der große Sultan Machmud von Ghazni vor tausend Jahren als Trink-wasser-Reservoir für seine prächtige Hauptstadt Ghazni angelegt hatte. Der Stausee war in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts erweitert worden. Machmuds Staumauer war noch immer eindrucksvoll.

Damals kamen viele Touristen nach Afghanistan. Anne Marie, meine Frau, hatte ein deutsches Ehepaar kennen gelernt, das mit seinem VW-Bus aus Indien kam und sich auf dem Weg nach Hause befand. Sie brauchten noch etwas afghanisches Geld, hatten aber nur große DM-Scheine bei sich. Anne Marie bot ihnen an, Scheine zu wechseln, und nahm die Landsleute mit in unser Haus. Dort stellte sie fest, dass von unserem Geld vieles fehlte – nicht nur DM, auch Dollars und pakistanische Rupien. Wütend beschuldigte sie Khodabakhsch, unseren Koch.



Wenn sie mit mir darüber gesprochen habe, werden wir ihn entlassen.

Das taten wir nicht. Anne Maries Vorgehen vergab jede Möglichkeit, den Fall aufzuklären, sofern Khodabakhsch gestohlen hatte. Doch das schien unwahrscheinlich. Der gute Mann hatte schon zwei Jahre bei uns gearbeitet. Nie war etwas weggekommen, obwohl er genug Gelegenheiten hatte, etwas mitgehen zu lassen. Stattdessen schlossen wir Khodabakhsch in die weiteren Ermittlungen ein und vereinbarten, dass jeder Besucher sich in unserem Hause bewegen solle wie bisher. Es kamen verschiedenste Gäste ins Haus. Auch brachte ich Assistenten von der Universität mit, die mit mir die Klausuren von Studenten durchgingen, die in Dari geschrieben waren. Neu war nur, dass wir jetzt vor und nach jedem Besuch das Geld zählten, das sich in meinem Schreibtisch in meinem Zimmer befand. Sogar die Registriernummern der Geldscheine schrieben wir auf. Und so hatten wir es bald raus: Es war Khaled. Na klar, von dessen Schreibtisch waren es zwei Schritte bis in mein Zimmer. Die Tür stand immer offen.

Ja, aber wie weiter? Ich wandte mich an den afghanischen Kollegen Prof. Kakar. Der fluchte über den falschen Frömmler Khaled. Doch dann schüttelte er den Kopf. "Da ist kaum etwas zu machen. Wenn einer von den deutschen Kollegen von seinem Koch bestohlen wird, da helfe ich gerne. Damit kann man zur Polizei gehen. Ich bin seit dreißig Jahren im Dienst. Kein einziger Student hat in dieser Zeit mein Haus betreten. Sie meinen es gut. Sie wollen etwas über ihre Studenten erfahren, wie die leben, unter welchen Bedingungen die lernen. Ich verstehe das schon. Aber genau das ist hier das Problem. Khaled spricht Paschtu und die Polizisten vermutlich auch. Sie verstehen nicht, worüber die miteinander reden. Khaled kann die Polizisten bestechen. Er hat ja das Geld, das er Ihnen

gestohlen hat. Und auf einmal stecken Sie in einem ganz anderen Fall. Man wird Ihnen vorwerfen, Sie laden Studenten zu sich ein, um Spionage zu betreiben. Also, gehen Sie nicht zur Polizei! Auch ich werde nicht mit Ihnen dorthin gehen. Wenn Sie wollen, rede ich auf Khaled ein. Wir seien doch beide Moslems und müssten uns an die Gebote halten. Aber viel verspreche ich mir davon nicht."

Wir hatten einen anderen Ausweg. Für den brauchten wir keine neue Idee. Wir machten einfach so weiter wie bisher. Wir warteten ab, bis Khaled uns noch einmal auf den Leim ging.

Wir hatten eine Swat-Truhe erworben. Solche Holztruhen wurden im Swat-Tal, im Norden Pakistans, hergestellt. Man kann sie auseinandernehmen und zusammensetzen. Es müssen nur Holzteile richtig ineinandergesteckt werden. Auf der Vorderseite von Swat-Truhen sind wunderschöne Muster tief eingeschnitzt. Da es in Kabul eine große Kolonie von Ausländern gab, wurden zahlreiche Swat-Truhen nach Kabul geschafft. Dort standen sie in Handelshöfen herum. Man konnte sie zu erschwinglichen Preisen erwerben. Solche Truhen mussten zunächst vorsichtig gereinigt und dann mit Bohnerwachs eingerieben werden. Diese Arbeiten dauerten einige Tage. Ein Bruder von Khodabakhsch führte sie auf der Veranda durch. Vom großen Ess- und Wohnzimmer führte eine Tür auf die Veranda. Wir stellten einen Blumentopf mit einem großen Kaktus vor die Verandatür. So war der Fluchtweg vom Wohnzimmer über die Veranda hinreichend gesichert.

Khodabakhsch rief mich in der Universität an. Khaled sei wieder da. Ich eilte nach Hause. Khaled kam bereits von seinem Arbeitsplatz zum Essen ins Wohnzimmer runter. Ich eilte noch schnell an meinen Schreibtisch und stellte fest, wieviel Geld abermals entnommen worden war. Dann traten Khodabakhsch und ich durch die einzig nicht verbarrikadierte Tür ins Eßzimmer und bauten uns neben dem dort sitzenden Khaled auf. Ich sagte ihm, welche Beträge an DM, Rupies und Dollars er in seinen Taschen habe. Er machte nur einen kurzen Versuch, das abzuleugnen. Als wir andeuteten, dass wir das genannte Geld mit Gewalt aus seinen Taschen holen könnten, gab er auf und gab alles zu.

Wir übergaben ihm eine Liste allen Geldes, das er bisher gestohlen hatte. Er unterschrieb ein Geständnis in mehrfacher Ausfertigung, in dem er zugab, diese Beträge gestohlen zu haben und versprach sie zurück zu zahlen. Wir versprachen, ihm alle Papiere mit den Geständnissen zu überlassen, sobald wir alles Geld zurückerhalten hätten. Ich kündigte an, eins der Geständnisse sofort an einen Freund in Deutschland zu schicken. Auch dieses Geständnis werde er dann zurückbekommen – allerdings mit einer gewissen Verzögerung wegen des Postversands.

Die Verschickung nach Deutschland führten wir nicht durch. Der Glaube daran sollte Khaled davon abhalten, sich der Schuldscheine mit Gewalt zu bemächtigen.

Khaled brauchte vielleicht zwei Monate. Dann hatte er alles zurückgezahlt. Er beklagte sich, dass wir von ihm mehr Dollars zurückverlangten, als er gestohlen habe, sah aber ein,

dass sich bei solchen Geschäften gewisse Fehler einschlichen und unter den gegebenen Umständen zu seinen Lasten gingen.

Sein Studium hat Khaled erfolgreich zu Ende geführt, ohne dass die Geschichte über ihn bekannt wurde. Knapp fünfzehn Jahre später habe ich für ein Hilfsprogramm für Afghanen im pakistanischen Peschawar gearbeitet. Da bin ich Khaled oft begegnet. Er arbeitete dort an einer Oberschule für afghanische Flüchtlinge und wurde als guter Lehrer gelobt und geachtet.



Der Zwang zum Ruhm

Jeder Afghane muss jederzeit bereit sein, sich im Kampf zu bewähren, um sich, seine Familie und sein Eigentum zu schützen, aber auch um sich für seine Sippe gegen andere Sippen einzusetzen, ja sogar um die Belange seines Stammes zu verteidigen. Von dieser Grundhaltung kann er nicht abweichen. Sie ist seine Pflicht. Wenn er nicht bereit ist, sein Eigentum zu verteidigen, haben alle anderen das Recht, sich daran zu vergreifen. Wenn er seine Frauen und Töchter nicht schützt, sind diese Freiwild. Und wenn er sich vor dem Kampf drückt, kann sich weder die Sippe, noch der Clan noch der Stamm auf ihn verlassen. Dann ist er ein Nichts.

Frieden und Eintracht herrschen innerhalb einer Sippe oder eines Clans allenfalls punktuell. Viele Familien einer Sippe sind seit langem erbitterte Feinde und bemühen sich verbissen, einander zu schaden. Auf allen ethnischen Ebenen gibt es Spannungen und Konkurrenz. Permanent droht Gewalt. Insgesamt sind die Gruppen, für die ein Afghane echte Zuneigung empfindet, überschaubar. Der Rest der Menschheit sind Feinde oder zumindest Menschen, denen man nicht trauen darf.

Schaima hielt einige Jahre lang unser Büro sauber. Eines Tages bat sie um Urlaub.

"Ja, warum denn?"

"Ach, das ist eine traurige Geschichte. In meiner Heimat ist ein junges Mädchen erschossen worden. Feinde wollten ihren elfjährigen Bruder erschießen. Die Schwester stellte sich schützend vor den Bruder und wurde selber erschossen. Ich möchte zu den Trauerfeiern reisen."

"Gibt es denn bei Euch viele Taliban und Kämpfe zwischen Taliban und Regierungstruppen?"

"Ja, das haben wir auch. Aber das hier war eine private Angelegenheit zwischen Familien. Da gibt es drei Häuser. Wenn einer aus einem Haus tritt, muss er damit rechnen, dass er aus einem der anderen Häuser beschossen wird."

In der Provinz Logar fand eine Hochzeit statt. Mehr als tausend Gäste waren geladen, meist Verwandte aus der Sippe und dem Clan. Ein Richter, der in Kabul arbeitet, war mit seinen beiden Söhnen im eigenen Pkw angereist. Nach dem Fest traten sie die Rückfahrt an. Plötzlich versperrten ihnen drei bewaffnete, vermummte Männer den Weg. Der Richter und seine Söhne waren vorbereitet. Sie führten schussbereite Pistolen mit sich. Gleichzeitig sprangen die drei Männer aus dem Auto, eröffneten das Feuer und erschossen die Vermummten. Einer der Söhne wurde leicht verletzt. Sie entfernten die Gesichtsmasken der Erschossenen. Es waren Verwandte, die mit ihnen auf der Hochzeit gefeiert hatten.

Innerhalb der Sippen und Clans gibt es Stammesälteste und andere Honoratioren, die vermitteln, damit Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Familien nicht zu zahlreich werden, denn natürlich schwächt jede interne Auseinandersetzung die Sippe, den Clan und den Stamm. Schlichter können den verfeindeten Parteien aber nur Vorschläge

machen. Nur wenn beide Parteien zustimmen, ist die Schlichtung erfolgreich. Die Vorschläge der Schlichter entsprechen oft dem Scharia-Recht. Bei Paschtunenstämmen im Osten und Süden Afghanistans gibt es auch uralte Stammesgesetzte, die bei Schlichtungen zur Anwendung kommen. Das Schlichtungswesen verhindert oder vertagt das Blutvergießen. Sympathien zwischen den Gegnern schafft es nicht. Wenn eine Konfliktpartei allerdings nicht bereit ist, auf den Vorschlag eines Schlichters einzugehen, macht sie sich im Stamm unbeliebt. Auch tritt die Feindschaft von Familien, Sippen oder Clans etwas in den Hintergrund, wenn der Stamm eine Auseinandersetzung mit einem anderen Stamm hat.

Nachdem die Kommunisten 1992 kapituliert hatten, fielen die siegreichen Mudschaheddin in einem Bürgerkrieg übereinander her. Vor allem in Kabul ging es grausam zu. In vielen Provinzen waren die gleichen Mudschaheddin-Parteien wie in Kabul vertreten. Aber bei aller gegenseitigen Antipathie bemühten sie sich, es nicht zum Kampf kommen zu lassen. Zu dieser Zeit reiste ich mehrmals in die Provinz Wardak, wo unsere damalige Organisation ein Krankenhaus erbaute. Während eines meiner Aufenthalte ermordete dort ein junger Mann einen anderen. Opfer und Täter standen verschiedenen Parteien nahe. Aber den lokalen Parteiführern gelang es, den Burgfrieden zu wahren. Der Mörder wurde gefangen und der Obhut einer dritten Partei übergeben. Die Parteien sind eigentlich keine ethnischen Einheiten wie Sippen oder Clans. Man kann aber davon ausgehen, dass auf dem Land die Zugehörigkeit zu den Parteien der Zugehörigkeit zu bestimmten Familien und Sippen entsprach. Der Mörder wurde nach den Regeln des Scharia-Rechts behandelt. Die betroffenen Familien haben die Möglichkeit, sich zu einigen. Schlichter versuchen zu vermitteln. Die Familie des Mörders kann der Familie des Ermordeten ein sogenanntes Blutgeld zahlen. Sie kann der anderen Familie aber auch zwei Mädchen anbieten, die dann in die Familie des Ermordeten eingeheiratet werden. Lehnt die Familie des Ermordeten solche Kompensationen ab, wird der Mörder getötet. Das ganze Verfahren ist langwierig. Ich musste abreisen, bevor es abgeschlossen war. Hier verhinderte der Einsatz der Parteiführer als Schlichter das Ausbrechen einer großen Auseinandersetzung zwischen den betroffenen Sippen und Parteien.

In der gleichen Gegend hatte sich etliche Jahre später ein Mann an einem Mädchen vergangen. Die Familie des Mädchens lockte den Mann in eine Falle. Es kam zu einer Auseinandersetzung. Der Vater des Mädchens wurde angeschossen. Der Mann wurde umgebracht. Gute Freunde des Getöteten erklärten mir, dass damit alles vollkommen korrekt erledigt sei. Vermittler des Stammes mussten nicht eingreifen. Als ich nach dem Vater fragte, sagte man mir, der sei in Kabul im Krankenhaus, wo man seine Wunde behandele. Für die staatliche Obrigkeit war der Fall also auch erledigt. Weiteres Blutvergießen war nicht zu erwarten.

Jeder einzelne muss also jederzeit Wehrhaftigkeit ausstrahlen. Er muss etwas angeben. Er muss aber auch immer wieder durch Taten zeigen, dass er sich etwas wagt. Wenn es zu einem kontroversen Wortwechsel kommt, darf nie der Eindruck entstehen, dass er klein beigibt. Und wenn es hart auf hart kommt, muss er kämpfen. Wenn man den Eindruck hat, dass ein Mann diesen Anforderungen gerecht wird, genießt er hohes Ansehen. Wenn er sich bereits in Kämpfen bewährt hat, ist er ein Held. Jeder strebt nach diesem Ruhm – zumindest offiziell. Ich habe Afghanen kennen gelernt, die ehrlich darüber sprachen, welche Ängste sie in Gefechten mit den Kommunisten ausgestanden hatten. Aber die Verherrlichung von Kampf und Ruhm stellt niemand in Frage.

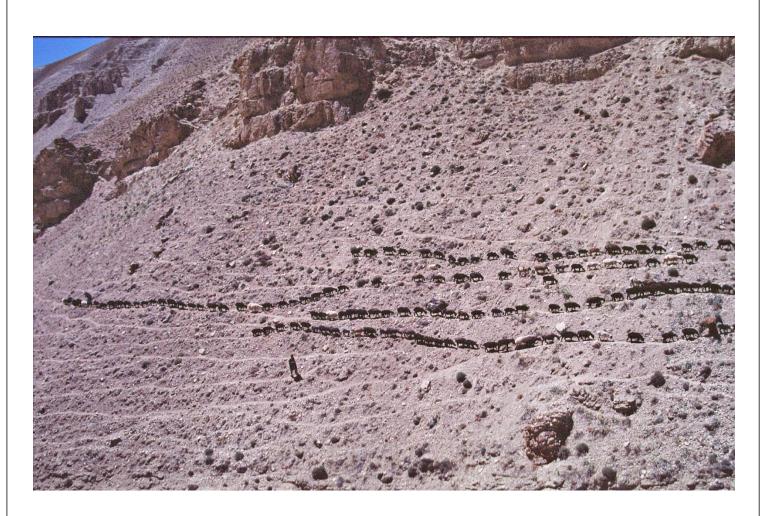
Jeder Mann will zeigen, dass er ein Kämpfer ist. Männer benötigen Möglichkeiten, sich als Krieger zu profilieren. Auseinandersetzungen innerhalb des Stammes gibt es. Aber sie sind unerwünscht. Deshalb liefern sie nicht ausreichend Möglichkeiten, in denen sich Männer bewähren können. Man könnte beruflich zum Krieger werden, als Bodyguard eines reichen Mannes, als Söldner oder auch beim staatlichen Militär. Doch die damit verbundene Abhängigkeit und unkalkulierbare Fremdbestimmtheit gefällt Afghanen nicht.

Denken Sie an den Krieg der Mudschaheddin gegen die Kommunisten und die Sowjets oder an den Krieg der Taliban gegen die NATO und die afghanische Regierung! Solche Guerillakriege erfüllen in idealer Weise das Bedürfnis der Afghanen, sich als Krieger zu zeigen. Die afghanischen Guerillas kämpfen in ihrer näheren Heimat. Wenn es sein muss, können sie zwischendurch ihre Felder bestellen. Ihre Verwandten und Freunde erfahren von ihren Taten. Ein Guerilla-Krieg ist so attraktiv, dass seine Begründung – Verteidigung des Islam, Vertreibung von Eindringlingen – kaum nötig ist. Ein Guerilla-Krieg ist fast ein Selbstläufer.



Die USA haben nach der Vertreibung der Taliban aus Afghanistan mit dem zunächst fast ausschließlich amerikanischen Truppenkontingent "Enduring Freedom" die afghanischen Pasch-tunen drangsaliert. Ihre Soldaten traten die Türen von Gehöften und Wohnhäusern ein, drangen in alle Gemächer vor, tasteten Frauen nach Waffen ab, erschossen Einwohner, wenn sie sich wehrten, bombten ganze Bauernhöfe weg, wenn sie meinten, dass sich dort ein Terrorist verborgen haben könnte. Eine sinnvolle militärische Zielsetzung war nicht zu erkennen. Es ging um Rache für die Anschläge vom 11. September 2001. Die Paschtunen waren nämlich die Träger der Talibanbewegung, und die Taliban hatten Osama bin Laden, dem Organisator der Anschläge, Unterschlupf gewährt und ihn nicht an die USA ausgeliefert.

Dieses plumpe "die Sau rauslassen", das die damalige US-Regierung unter Bush jr. für richtig hielt, war eine bodenlose Dummheit. Die Menschen wehrten sich und die eigentlich schon besiegte Talibanbewegung wurde wiederbelebt.



Schon die Engländer in Indien nutzten das Bedürfnis der Afghanen nach kriegerischer Selbstbestätigung. Sie sandten Agenten aus, die die latent vorhandenen Reibereien der verschiedenen Stämme diesseits und jenseits der Grenze zu Afghanistan verstärkten und auch dafür sorgten, dass den Kampfeswilligen die Waffen nicht ausgingen. So waren die Bewohner der Grenzregionen Afghanistans mit internen Auseinandersetzungen beschäftigt und kamen nicht auf die Idee, sich gemeinsam gegen das britische Indien zu wenden.

Pakistan, erbte die Grenze zwischen Britisch Indien und Afghanistan. Pakistan hielt es für klug, die Afghanistanpolitik der Briten in großem Stil fortzusetzen, denn die genannte Grenze, die das Volk der Paschtunen zwischen beiden Ländern teilt, war immer umstritten und wurde von Afghanistan nicht anerkannt. Um nicht von Afghanistan bedroht zu werden, möchte Pakistan eine von ihm abhängige Regierung in Afghanistan installieren. Solange das nicht möglich ist, versucht Pakistan Afghanistan nach Art der Briten durch interne Kämpfe schwach zu halten. Wie einst die Briten sorgen die Pakistaner für die Waffen und die sonstige materielle Versorgung der Kämpfer gegen die afghanische Regierung und die ausländischen Soldaten, die diese Regierung unterstützen. Solche Kämpfer sind derzeit vor allem die Taliban. Aber auch diejenigen, die sich als Soldaten des Islamischen Staates bezeichnen, werden von Pakistan gesteuert.

Die Mittel dafür sind vorhanden. Pakistan besitzt die Atombombe. Es besteht die Gefahr, dass die Bombe in die Hände radikaler Islamisten fällt. Die USA glauben dem vorzubeugen, indem sie Pakistan und insbesondere sein Militär mit gewaltigen Geldbeträgen kooperativ stimmen. Diese Schutzgeldbeziehung wird als "strategische Partnerschaft" bezeichnet. Die USA bezahlen also auf der einen Seite ihre eigenen Soldaten, die in Afghanistan die Taliban und den Islamischen Staat bekämpfen, und auf der anderen Seite finanzieren sie über Pakistan auch diese radikalen Islamisten. Man sollte ergänzen, dass es in Afghanistan nicht nur Taliban gibt, die von Pakistan unterstützt werden, sondern auch iranische Taliban. Ja, selbst die USA unterhalten von ihnen abhängige Taliban-Kontingente. Aber der Aufwand von Pakistan für seine Taliban ist der bei weitem bedeutendste. Alle diese Paten der Taliban könnten mit ihrem Geld nichts ausrichten, wenn sie damit nicht auf die große Bereitschaft vieler Afghanen stießen, sich als Krieger zu profilieren.

Ein afghanischer Freund fasste das in einem kurzen Satz zusammen: "Sie wollen kämpfen." Er erläuterte, dass er damit nicht nur das Bestreben der Männer meinte, als tolle Kämpfer zu gelten, sondern auch den Wunsch dieser Kämpfer nach Bezahlung und Ausrüstung und insbesondere die Gier ihrer Drahtzieher und Kommandanten nach satten Zuwendungen.

War da was in Logar?

Als ich 1998 wieder nach Kabul kam, suchte ich meinen Freund Ghulam Faruq. Der war von 1973 bis 1976 mein Student an der Universität Kabul gewesen. Er kam aus dem Dorf Saghumkhel in Logar und war in der Bezirkshauptstadt Baraki-e-Barak auf eine ärmliche Oberschule gegangen. Faruq war eine mathematische Naturbegabung und fast allen Kommilitonen überlegen. Da er aber kein Paschtune war, blieb ihm eine Universitätskarriere verwehrt. Im Krieg gegen die Kommunisten war er Kommandant. Als die Kommunisten geschlagen waren, fielen die Sieger, die Mudschaheddin, in einem Bürgerkrieg übereinander her – insbesondere in der Hauptstadt Kabul. In Logar dagegen hielten die verschiedenen Mudschaheddin-Parteien einen Burgfrieden ein und beauftragten Ghulam Faruq damit, Schulunterricht für die Kinder der Provinz zu organisieren. Das tat er, so gut es ging. Geld gab es nicht. Die Eltern mussten die Lehrer entlohnen. Als die Taliban an die Macht kamen, zog sich Faruq, der inzwischen mit seiner Mutter auf der Hadsch in Mekka war, ins Privatleben zurück. Als ich in Saghumkhel auftauchte, war er sofort bereit, mit mir ein Unterrichtsprogramm zu organisieren. So begannen wir 1998 ein Moschee-Schulprogramm nicht nur in Kabul sondern auch in Hadschi Ghulam Faruqs Heimat.

Bald wurde das Projektgebiet in Logar nach Westen ausgedehnt. Dort leben Mohmand-Paschtunen. Mirakhan war dort der Verantwortliche. Als OFARINs Unterricht in den Muttersprachen gute Erfolge vorwies, schrieben wir eigene Schulbücher für den Rechenunterricht, gespickt mit knackigen Textaufgaben. Mirakhan kam begeistert nach Kabul und erzählte, wie sich die Schüler auf diese schwierigen Aufgaben gestürzt hatten. Mädchen, die unseren Unterricht schon durchlaufen hatten, baten ihre jüngeren Geschwister, ihnen die neuen Schulbücher mitzubringen. Sie wollten auch versuchen, die schwierigen Aufgaben zu lösen. Mirakhan ist leider gestorben. Sein Sohn Ehsanullah übernahm das Mohmand-Gebiet und mauserte sich zu einem veritablen Verantwortlichen.

Allmählich gewannen die Taliban in Logar an Einfluss. Hadschi Faruq und Ehsanullah arrangierten sich mit ihnen. Die Taliban haben nichts gegen unseren Unterricht in Moscheen. Vermutlich sind auch einige unserer Lehrer Taliban. Und vermutlich hätten diese Taliban, die in der Gegend leben, auch nichts gegen den Besuch von uns Ausländern. Aber auf der Reise zu dem Projektgebiet müssten wir durch die Herrschaftsgebiete anderer Taliban-Kommandanten reisen. Auf der Hauptstraße treiben sich oft Tschetschenen herum, die der pakistanische Geheimdienst als Taliban nach Afghanistan geschickt hat. Diese Desperados haben keine Kinder in Afghanistan, die lesen und schreiben lernen müssten. Denen sollte man als Ausländer besser nicht begegnen. So war inzwischen zehn Jahre lang kein Ausländer mehr in Logar. Faruq und Ehsanullah kamen regelmäßig nach Kabul und berichteten über das Programm. Bald umfasste es in Logar mehr als 120 Klassen, darunter 12 Klassen für Frauen und ältere Mädchen, in denen Lehrerinnen unterrichten – von denen die Taliban allerdings nichts wussten. Zum Vergleich: Im OFARINs Programm gab es Anfang 2016 rund 450 Klassen.

Im Herbst 2015 eröffnete mir der Präsident der Abteilung für Unterricht unseres Partnerministeriums für Religiöse Angelegenheiten, dass eine Delegation von Honoratioren aus der Provinz Logar im Ministerium vorgesprochen habe. Die Honoratioren hätten die Beamten gebeten, uns zu warnen. Das mit dem Unterricht in Logar sei alles Betrug. Da finde kein Unterricht statt. Die Ausländer seien naiv, und verschwendeten ihr Geld an Betrüger. Der Präsident selber hatte die Honoratioren nicht getroffen. Die Angelegenheit sei aber in der Konferenz der leitenden Beamten des Ministeriums besprochen worden. Man habe ihn beauftragt, die Vorwürfe durch die Provinz- und Bezirksbehörden des Ministeriums untersuchen zu lassen. Uns solle er über die Vorwürfe informieren und uns bitten, die Angelegenheit unsererseits zu prüfen.

Das war ein böser Schlag. Und es ging weiter. Kaum war ich aus dem Ministerium zurück, da meldete sich ein Anrufer aus Logar. Das mit unserem Unterricht sei alles Betrug. Ich forderte den Herrn auf, bei Gelegenheit in unser Büro zu kommen, um mir das von Angesicht zu Angesicht zu sagen. Diese Aufforderung überging der Anrufer und wiederholte stattdessen seine Behauptungen über unseren nicht stattfindenden Unterricht. Auf meine vierte Aufforderung, unser Büro zu besuchen, ging er endlich ein. Er könne nicht in unser Büro kommen. "Ja, warum denn nicht?" fragte ich. "Weil mich die Taliban dann umbringen."

Direkt nachdem das Gespräch beendet war, rief es schon wieder an. Ein Lehrer unseres Programmes meldete sich aus Logar. Nur fünf Schüler besuchten seinen Unterricht und man zahle ihm nur 1000 Afghani im Monat aus. Unseren Lehrern standen damals monatlich 3000 Afghani zu. Wenn dem so sei, sagte ich dem Mann, müsse seine Klasse geschlossen werden und vielleicht das ganze Programm in Logar. Ja, das solle ich machen. Schließlich fänden auch oft Kämpfe statt. Durch das Telefon hörte ich, dass mein Gesprächspartner von anderen Personen gedrängt wurde, mir noch mehr mitzuteilen.

Ich war ziemlich platt. Das Programm in Logar stand vor dem Ende. Mir turnte alles, was ich an diesem Nachmittag erfahren hatte, durch den Kopf. Doch als ich die Anrufe rekapitulierte, stutzte ich. Unsere Verantwortlichen für Logar kommen mindestens zweimal im Monat in unser Büro, ohne dass die Taliban ihnen ein Haar krümmten. Es war doch gelogen, dass die Taliban den ersten Anrufer umbrächten, wenn er in unser Kabuler Büro käme. Und ein Lehrer, der nicht den vollen Lohn erhält, würde sich darüber beschweren und Nachzahlungen verlangen. Aber der Einstellung des eigenen Unterrichtes würde er nie zustimmen. So etwas tut kein Lehrer.

Die Anrufe waren arrangiert. Vermutlich saßen die Anrufer in Kabul. Und ein paar ältere Herren dazu zu bringen, sich einen Turban zu binden und sich in einem Ministerium als Honoratioren aus Logar vorzustellen, dazu gehört auch nicht viel.

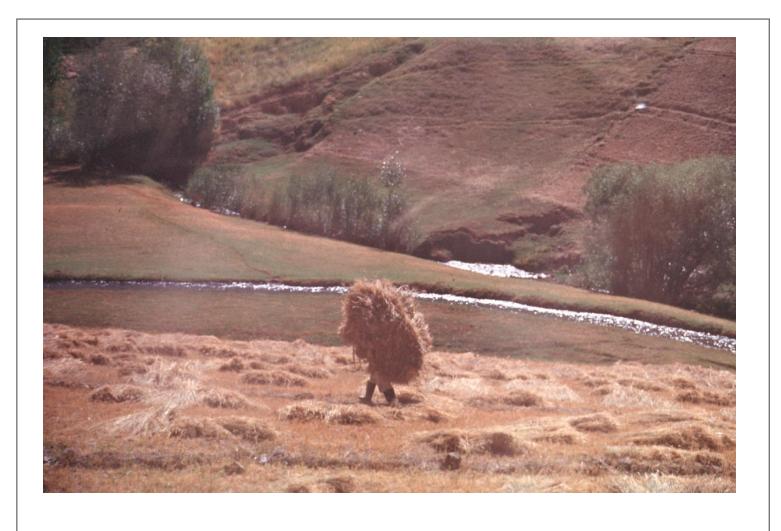
Die Untersuchungen des Ministeriums liefen an. Die Provinzbehörden wurden informiert und dann die Bezirksbehörden. Die schickten schließlich Beamte los, die sehr viele von unseren Klassen besuchten. Das dauerte mehrere Monate. Einige Räume unseres Büros haben wir an die Organisation CPHA untervermietet. Dort arbeiten Hadschi Abdul Latif und sein Sohn für CPHA. Sie stammen aus Logar. Der Hadschi gilt als besonders ehrlicher Mensch. Wenn in unserem Büro gebetet wird, ist er der Vorbeter. Ich fragte den Hadschi, ob er uns helfen könne, von unabhängigen Dritten Informationen über unser Programm in Logar zu beschaffen. Er versprach sein Bestes zu tun. Vier Tage später bat er mich zu sich. Er selber sei zwar aus Logar, jedoch nicht aus dem Projektgebiet. Er habe aber Bekannte dort. Die habe er angerufen. Der erste war gerade von der Hadsch zurückgekehrt, also besonders rein. Er habe gesagt, dass er schon früher von OFARINs Programm gehört habe. Auf den Anruf hin habe er sich aufgemacht und einige Klassen angesehen. Man habe ihm berichtet, dass Hadschi Ghulam Farug und Ehsanullah, der Sohn von Mirakhan, die Verantwortung trügen. Der Unterricht sei gut und bei der Bevölkerung sehr beliebt. Abdul Latif hatte einen weiteren Mann angerufen. Der sei ein ausgebildeter Lehrer. Er habe sich bei OFARIN beworben und hätte dort gerne unterrichtet. Aber die Verantwortlichen hätten keine Mittel für eine weitere Klasse gehabt. Trotz dieser Enttäuschung lasse er nichts auf das Programm kommen. Das sei erfolgreich. Die Bevölkerung sei glücklich über diesen Unterricht.

Im Februar 2016 lag dem Ministerium der interne Bericht vor. Die Stellen in der Bezirksund in der Provinzverwaltung waren sehr zufrieden mit OFARINs Programm.

Wer waren nun die "Honoratioren aus Logar"? Es spricht alles dafür, dass sie ein Mitarbeiter, den OFARIN entlassen hatte, in Kabul zusammengesucht und ins Ministerium geschickt hat. Ich denke an jemanden, der Hadschi Faruq und Ehsanullah von ganzem Herzen hasst.

In Afghanistan kann jeder Bürger bei jeder Behörde einem Dritten etwas Kriminelles unterstellen und dadurch eine Untersuchung auslösen.

Hadschi Ghulam Faruq wurde ein Jahr später bei einem Attentat getötet. Die Gründe dafür werden wir wohl nie erfahren. Aber mit unserem Programm hat der Mord offenbar nichts zu tun.



Die Geschichte eines Durchgangslandes

Woran liegt es, dass die Afghanen solche Mühe haben, einen halbwegs funktionierenden Staat aufzubauen? Wer die vorangehenden Ethnos gelesen hat, ahnt, dass eine Stammesgesellschaft wie die afghanische sich schwer tun muss mit staatlichen Strukturen und auch mit allen anderen Strukturen, die nicht in der Stammesgesellschaft wurzeln.

Bitte, versuchen Sie sich noch einmal vorzustellen, was es bedeutet, in einer Stammesstruktur zu leben! Diese Strukturen, der Stamm, die Familie, die Sippe und der Clan, nur die bieten Ihnen Schutz. Polizei, Sozialamt, Staatsanwaltschaft, so etwas gibt es. Aber das sind feindselige Einrichtungen. Sie können sich nur auf Ihre Familie verlassen und einen Teil Ihrer Sippe. Sie hängen mit ganzem Herzen an Ihrer Familie. Ihre Sippe ist Ihr zu Hause. Dass die Stammesstrukturen nur funktionieren, wenn Sie und alle aus dem Stamm sich bedingungslos für die Familie, die Sippe, den Clan und den Stamm einsetzen, ist für Sie keine Frage. Sonst bräche doch alles zusammen und alle wären schutzlos.

Als Sie noch ein Kind waren, hatten Leute aus einem verfeindeten Clan Ihren Vater bei der Regierung beschuldigt, ein Terrorist zu sein. Polizei war vorgefahren und wollte den Vater verhaften. Da rückte Ihr Onkel mit über zwanzig Bewaffneten an. Die Polizei zog sich zurück und hat den Vater nie wieder belästigt. Jetzt geht es Ihrem Onkel gesundheitlich schlecht. Er müsste im Ausland behandelt werden. Doch das kostet. Sie arbeiten bei einer Firma. Sie haben einem Kunden gerade etwas verkauft und der Kunde hat Ihnen dafür einen höheren Betrag gezahlt. Die Kasse mit den Einnahmen steht offen. Sie haben den Schlüssel.

Für Sie ist der Fall klar. Sie verbuchen das Geld ordentlich und schließen die Kasse ab. Der Gedanke an eine Veruntreuung kommt Ihnen überhaupt nicht. Es wäre ja auch Wahnsinn, in die Kasse zu greifen. Das käme sofort raus. Die Firma würde Sie entlassen. Es gäbe strafrechtliche und zivilrechtliche Konsequenzen. Sie würden nie wieder eine ordentliche Anstellung finden. Ihre "bürgerliche Existenz" wäre vernichtet. So wie Sie denken und handeln mindestens 99 von 100 deutschen Angestellten.

Aber Sie sind jetzt in Afghanistan und Sie sind der Neffe des Onkels, der ihren Vater gerettet hat. Wenn Sie die Kasse nicht wieder abschließen, sondern etwas für den Onkel tun, wird das vermutlich aufgedeckt werden. Man wird Sie entlassen. Doch ob die Geschichte von einem Gericht aufgearbeitet wird, ist höchst ungewiss. Am besten, Sie greifen gleich etwas tiefer in die Kasse. Dann haben Sie Reserven, um Polizisten, Staatsanwälte und Richter zu bestechen. Eine Neuanstellung bei einer anderen Firma wäre nicht das Problem. Vielleicht hören einige Geschäftsleute Gerüchte über den Vorfall. Aber dergleichen passiert überall. Vielleicht müssen Sie sich mehrmals bewerben. Bei einer Firma arbeitet man eine Zeit und geht dann zu einer anderen. Zu Ihrer Familie und ihrer Sippe gehören Sie immer. Die brauchen Sie immer. Da wurden Sie hineingeboren. Daran hängen Sie mit ganzem Herzen. Ihr Onkel hat Ihre Familie gerettet. Er wird verehrt und

bewundert. Wenn Sie jetzt etwas für diesen Onkel tun, wird Ihr Name im ganzen Clan mit Hochachtung genannt.

Oder Sie sind Abteilungsleiter in einem Ministerium. Der Minister hat angeordnet, dass in jeder Abteilung ein Mitarbeiter eingestellt werden soll, der am Computer arbeiten kann. Sie können selber etwas Word und etwas Excel. Die Auswahl unter den Bewerbern um die neue Stelle in Ihrer Abteilung treffen Sie selber. Die Kandidaten legen Ihnen Urkunden vor, in denen steht, was für Schulen und Lehrgänge sie besucht haben. Zwei Mann haben sogar in Indien studiert. Doch Papier ist geduldig. Und da ist ja auch noch Ibrahim, der älteste Sohn ihrer Schwester. Keins der Kinder ihrer Schwester hat bisher eine Anstellung gefunden. Die Schwester und der Schwager sind nicht mehr jung und machen sich große Sorgen. Nicht nur die Schwester und der Schwager sorgen sich. Sie selber machen sich auch Gedanken. Sie werden eines Tages die Schwester und den Schwager bei sich aufnehmen und für deren Kinder sorgen müssen, wenn die alle arbeitslos bleiben. Außerdem wäre es für Sie sehr hilfreich, wenn in Ihrer Abteilung jemand arbeitete, auf den Sie sich verlassen können.



In Afghanistan bleibt dem einzelnen sehr oft nur die Wahl, sich zu Gunsten der eigenen Sippe zu entscheiden – Korruption hin, Vetternwirtschaft her. Die Positionen in den Ämtern und auch in Privatorganisationen werden mit unqualifiziertem Personal besetzt. Geld, das eine Firma mit ihrer Arbeit verdient hat, verschwindet. Und weil das alles sehr verbreitet ist, hilft es nicht, einzelne Mitarbeiter zu bestrafen. Oft müsste man die ganze Belegschaft

entlassen. Die Loyalität des Afghanen für die eigene Familie, Sippe und für den eigenen Stamm ist viel stärker als die Loyalität gegenüber dem Staat oder einem anderen Arbeitgeber. In der Klientelgesellschaft ändert sich daran nicht viel. In der Stammesgesellschaft ist man ganz von seiner Familie und Sippe abhängig und empfindet eine starke Zugehörigkeit dazu. In der Klientelgesellschaft ist man ganz von der Gemeinschaft abhängig, der man sich angeschlossen hat. Hier gehört die Loyalität dieser Klientel – Sie können auch Seilschaft sagen.

Aber warum lebt die Bevölkerung Afghanistans noch heute weitgehend in einer Stammesgesellschaft? Wie war es denn bei uns? Waren die Sachsen, die Franken, die Alemannen, die Friesen oder die Schwaben nicht ganz früher auch einmal richtige "Stämme"? Ja, zur Zeit der Völkerwanderung dürften die in etwa so organisiert gewesen sein, wie die Afghanen heute.

Aber warum ist es den Afghanen nicht gelungen, ihre Gesellschaft weiter zu entwickeln? Sind wir Europäer etwa besser "ausgestattet"? Haben wir andere Begabungen oder andere Gene, die es uns ermöglicht haben, ein etwas erfreulicheres Zusammenleben zu schaffen.

Keineswegs! Wenn man sich die Bilder ansieht, die afghanische Vorschulkinder zeichnen, sieht man keinen Unterschied zu dem, was deutsche Kinder im Kindergarten malen.



Ali Moral wuchs in Yakaolang im zentralen afghanischen Hochland auf. Er ist nie zur Schule gegangen. Trotzdem führte er jahrelang eine kleine Klinik, die sich hauptsächlich um Tuberkulose und Lepra kümmerte. Solche Kliniken im Gebirge können sich aber nicht nur speziellen Krankheiten widmen. Sie müssen sich vielen Gesundheitsproblemen stellen, denn die nächste halbwegs funktionierende Krankenstation ist weit entfernt. Ein deutscher Orthopäde arbeitete einige Wochen mit Ali zusammen. "Ich würde vielen meiner deutschen Kollegen einen solchen diagnostischen Instinkt wünschen, wie ihn Ali hat", sagte er schließlich.

Im Büro unserer Organisation arbeitet Akbari, der ebenfalls in einer gebirgigen Provinz aufgewachsen ist. Dort ist er nie in eine staatliche Schule gegangen. Sechs Jahre lang hat er eine Madressah besucht, eine Moschee-Schule. Dort hat er etwas schreiben gelernt, aber vor allem ging es um die religiöse Ausbildung. Fröhlich erzählt er, wie ihm der Mullah eine kurze Aussage aus dem Koran auf Arabisch vortrug und anschließend glatt eine Stunde lang in der Landessprache Dari über den Sinn dieser Koran-Aussage referierte. Am Tag darauf sollte Akbari alles wiedergeben, was ihm der Mullah gesagt hatte. Wir haben Akbari an Excel-Pro-gramme gesetzt. Er war begeistert. Die Struktur von Programmen, so etwas liegt ihm. Wenn in der Buchhaltung der Betrag in der Abrechnung nicht mit dem tatsächlichen Kassenbetrag übereinstimmt, muss man Akbari holen. Wenn jemand das Missverhältnis aufklären kann, dann er. Dabei denkt er schwindelerregend schnell.

Die Afghanen sind nicht anders begabt als wir oder als andere Völker. Es gibt unter den Afghanen sehr fähige Menschen. Nur gelingt es denen leider nicht, die berufliche Karriere zu machen, die sie bei uns machen würden. Ihre Gesellschaft gibt ihnen diese Chance nicht.

Ja, wenn es nicht an den Begabungen liegt, woran liegt es dann, dass sich die Gesellschaften in Afghanistan und in Europa so deutlich anders entwickelt haben?

Ein ganz wesentlicher Grund ist die Geschichte. Afghanistan wird als "Durchgangsland" bezeichnet, weil im Laufe der Jahrtausende viele Völker durch das Staatsgebiet des heutigen Afghanistan gezogen sind. Meist wollten sie nach Indien, wo es warm ist und der Boden fruchtbar. Manchmal blieben Teile solcher wandernden Völker in Afghanistan hängen, siedelten dauerhaft dort oder zogen später weiter. Auf jeden Fall ging es unsanft zu, wenn Fremde kamen. Das waren immer Feinde, die sich kein Mitgefühl mit den Einheimischen leisten konnten. Sie mussten die Ansässigen vertreiben, um sich selber anzusiedeln oder um sicher weiterziehen zu können. Ihren Weg hatten sich diese Fremden mit Waffengewalt gebahnt. Militärisch waren sie effizient organisiert. Sonst wären sie nicht bis Afghanistan gekommen. Die Ansässigen waren ihnen unterlegen und flohen in die Berge. Wenn sich die Lage nach einem Einfall von Fremden beruhigte, mussten die Überlebenden wieder zu einem Zusammenleben finden. Schon früher hatten sie als Stammesgesellschaft zusammengelebt. Jetzt lebten sie als Stammesgesellschaft weiter. Sie hatten keine andere Wahl.

Wenn sich Fremde niedergelassen hatten, kam es langsam zu Kontakten zwischen ihnen und den Alteingesessenen. Die Alteingesessenen wurden von den neuen Herren für Kriegsdienste und Fronarbeiten gebraucht. Handel begann sich zu entwickeln. Aber bevor man miteinander "warm werden" konnte, rückten schon wieder fremde Feinde an, und man musste sich ins Gebirge retten. Das Leben in einem Durchgangsland bietet im Laufe der Jahrhunderte viel Angst und Schrecken aber kaum Chancen für eine gesellschaftliche Weiterentwicklung.

Uns ist der Kriegszug Alexanders des Großen bekannt, der bis über den Indus vordrang und auch im Gebiet Afghanistans griechisch geprägte Reiche hinterließ. Wir loben die Kulturtat Alexanders. Historiker sprechen von Völkermord. Zwei Jahrhunderte später drangen vom Norden her verschiedene hunnische Völker in das Gebiet Afghanistans ein. Dann besetzte ein indisches Großreich den Osten Afghanistans. Ab 700 kamen vom Südwesten her die Araber und brachten den Islam. Um 1000 herrschte der Sultan Mahmud von der afghanischen Stadt Ghazni aus über weite Teile des heute afghanischen und pakistanischen Gebietes. Der Glanz dieses Staates und die Tatsache, dass das Zentrum auf heutigem afghanischen Staatsgebiet lag, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Reich von Ghazni in seinem Staatsgebiet außerhalb der Stadt Ghazni als Fremdherrschaft empfunden wurde. Nach 1200 fielen die Mongolen unter Tschingis Khan ein und rotteten große Teile der ansässigen Bevölkerung aus. Keine 200 Jahre später folgte der ebenso brutale Vorstoß eines Nachfolgereiches der Mongolen unter Timur Leng. Riesige Gebiete waren entvölkert. Völkerschaften aus dem Nordosten Asiens ließen sich in den menschenleeren Gegenden nieder. Noch später kamen die Usbeken und die Perser. Schließlich besetzten die Briten und später die Sowjets das Land.

Wie unterscheidet sich die Geschichte Europas davon? Auch hier folgte doch Krieg auf Krieg. Ja, hier gab es die Völkerwanderung. Kriegerische Stämme zogen durch die Lande, vertrieben andere Völker und hinterließen blutige Spuren. Doch diese Wanderungsbewegungen ebbten ab. Um 1000 wurden die Ungarn und die Wikinger als letzte sesshaft. Von außen wurde Europa durch den Islam bedroht. Der wurde frühzeitig in Frankreich zurückgeschlagen und dann im Laufe der Jahrhunderte auch aus Spanien vertrieben. Die Mongolen stürmten bis Schlesien vor und zogen sich dann zurück. Da hatte Europa Glück gehabt. Vom Osten her wurde der Islam von den Türken bis vor Wien getragen und dann erfolgreich zurückgedrängt.

Aber insgesamt gab es ein großes Gebiet in Europa, in das über ein Jahrtausend lang keine Fremden eindrangen. Dieses Gebiet umfasste Frankreich, Deutschland, die britischen Inseln, Polen, Skandinavien, Ober- und Mittelitalien. Natürlich gab es auch in Europa reichlich Kriege. Die Deutschen fielen immer wieder in Italien ein. Engländer und Franzosen bekriegten sich nicht nur im hundertjährigen Krieg. In Deutschland kam im dreißigjährigen Krieg die Hälfte der Bevölkerung um. Aber wenn man Europa als Rahmen sieht, waren das europäische Bürgerkriege. Die Europäer waren unter sich. Sie "konnten zu sich kommen". Die Völker sprachen verschiedene Sprachen und bekriegten sich. Sie

waren aber auch durch die Kirchen, durch Handel und Wandel, durch den Adel und durch die entstehenden Universitäten vernetzt. Man sprach miteinander. Man verhandelte die Regeln des Zusammenlebens. Ein durchdachtes und verlässliches Rechtswesen entstand. Angesehene Intellektuelle konnten die Herrschenden schließlich fragen: "Mit welchem Recht beherrscht Ihr uns?" Die Adligen konnten darauf keine überzeugende Antwort geben. Und so entwickelte sich eine Teilhabe der Bevölkerung an den Entscheidungen der Staaten durch Wahlen – die Demokratie.

Im Gebiet des heutigen Afghanistans konnte die Bevölkerung nie zu sich kommen. Nie konnten sich gesellschaftliche Konstellationen entwickeln, die es den Menschen möglich gemacht hätten, ihre Beherrscher zu fragen: "Mit welchem Recht beherrscht ihr uns?"

Nach jedem neuen Einfall von Durchziehenden ordnete sich das Miteinander der Überlebenden so oder so ähnlich, wie es früher auch schon war. Die Umstände waren genau die, die eine Stammesgesellschaft hervorgebracht hätten, wenn es sie noch nicht gegeben hätte. Man vertraute nur wenigen anderen Familien und Sippen. Von jemandem, den man nicht kannte, war nur Schlimmes zu erwarten. Man begegnete ihm mit Misstrauen, ja mit Hass.

Wenn aus einer Bevölkerung mit solcher Prägung ein moderner Staat mit Ministerien, Polizei, Justiz, Schulen und Streitkräften gemacht werden soll, müssen Menschen, die sich zutiefst misstrauen, gemeinsam Ämter, Krankenhäuser, Gerichte, Fabriken und Panzerbataillone betreiben. Wie soll das gut gehen?



Nächtliche Überraschung

Meine Frau Anne Marie arbeitete damals noch in Deutschland. Im Vorfrühling 2007 besuchte sie mich in Kabul. Außerdem wohnte Gisela vorübergehend in unserem Kabuler Büro. Gisela ist eine Krankenschwester im Ruhestand. Sie half bei einer befreundeten Organisation in deren Kliniken. Die Woche über gehörte Taufiq, der Buchhalter, zur Besatzung unseres Hauses. Er lebte in einem Zimmer im Seitentrakt. Die Wochenenden – in Afghanistan ist Freitag der wöchentliche Feiertag wie bei uns der Sonntag – verbrachte Taufiq bei seinen Eltern in der Provinz Logar. Dieses Wochenende war er aber mit seinen zukünftigen Schwiegereltern nach Jalalabad gereist. So war nur noch Nassim, unser Koch, im Haus. Ganz ungewöhnlich war, dass wir die ganze Nacht von Donnerstag auf Freitag Strom hatten. Damals war die Stromversorgung von Kabul äußerst dürftig.

Ein harter Schlag gegen die Schlafzimmertür weckte uns. "Nassim" rief ich, "Was gibt es?" Keine Antwort. Mit bangen Gefühlen ging ich zur Tür und öffnete. Alle bösen Erwartungen trafen zu. Der Flur war erleuchtet. Ich stand mehreren Gestalten gegenüber, die ich im Gegenlicht nur wie Schattenrisse wahrnahm. Rechts in der Tür hatte ein Mann eine Pistole auf mich gerichtet. In der Mitte stand Nassim die Hände auf dem Rücken gefesselt. Hinter ihm stand ein Mann und hielt ihm ein Messer an den Hals. Mir gegenüber – links vor der Tür – schlug ein Mann sofort mit dem Knauf einer Pistole auf meine Schädeldecke. Nassim rief ihm zu, dass er das nicht tun soll.

Alle Angst war weg. Ich drängte hinaus auf den Flur, während mein Gegenüber fortfuhr, mir auf die Schädeldecke zu schlagen. Anne Marie erschien im roten Schlafanzug auf der Wallstatt. Plötzlich fielen Kabel auf uns. Wollten die uns fesseln? Aber da rannten die Angreifer die Treppe runter. Ich hinterher. Auf dem Treppenabsatz stürzte einer. Ich warf mich auf den Liegenden. Es war Nassim. Die Fremden waren weg.

Es war schon recht spät in der Nacht, vielleicht halb vier. Gisela kam aus ihrem Zimmer und machte sich Vorwürfe, dass sie nicht eingegriffen hatte. In einem Nachbarhaus wohnte eine Französin. Deren Nachtwächter hatte die Polizei gerufen. Und die war schnell da – schließlich waren Ausländer überfallen worden. Ein Offizier kam mit mindestens 16 Polizisten.

Männer, die während des Krieges gegen die Kommunisten gekämpft hatten und später gegen die Taliban, nannten sich Mudschaheddin. "Gekämpft" hatten sie in ihrer näheren Heimat. Wenn es dort ruhig war, hatten sie in heruntergekommenen Hütten oder Höhlen gehaust. Manchmal hatten sie einen Transport gestoppt. Der durfte nur weiterfahren, wenn er den Mudschaheddin Teile der Ladung überließ. Dieses Kriegertum hatte ihre geistige Entwicklung kaum angeregt. Was sollte der afghanische Staat jetzt mit den Hunderttausenden von Mudschaheddin anfangen, für die kein Krieg mehr da war? Die einfachste Lösung war, sie in die Armee oder die Polizei zu stecken. Solche ehemaligen Mudschaheddin waren unsere Polizisten.

Ihr Offizier, Oberst Daud, war zu bedauern. Er schickte einige der Männer zu seinem Fahrzeug. Sie sollten einen Block mit Vordrucken für den Bericht holen, den er jetzt schreiben musste. Nach einigen Minuten kamen sie zurück. Sie hatten nichts gefunden. Anne Marie füllte eine Schale mit getrockneten Maulbeeren. Jetzt hatten die Polizisten etwas, womit sie sich kompetent beschäftigten. Oberst Daud war ordentlich ausgebildet, vermutlich von den Russen. Er hatte sich, bevor er unser Haus betrat, schon den Seitenflügel und Taufiqs Zimmer angesehen. Dort brannte Licht. Der Fernseher lief. Der Ofen war noch warm.

Man konnte jetzt den Ablauf des Geschehens erahnen. Die Eindringlinge wollten unseren Safe stehlen. Der befand sich in der Buchhaltung im Erdgeschoss. Auf dem Hof standen unsere drei Fahrzeuge. Die Schlüssel steckten. Wenn man den Safe in einen der Wagen geschafft hatte, musste man nur noch das Tor öffnen und konnte davonfahren. Doch der Safe war viel zu schwer. Man braucht mindestens sieben Männer, um ihn anzuheben. Die Eindringlinge waren zu schwach. Sie zogen sich in Taufiqs Zimmer zurück und grübelten, was zu tun sei.

Safe-Schlüssel mussten her. Einen Satz Schlüssel hatte Taufiq. Aber der hatte den scheinbar nach Jalalabad mitgenommen. Jedenfalls war in Taufiqs Zimmer kein Schlüssel zu finden. Aber der Chef, also ich, wird doch Safe-Schlüssel haben. Also machten sich die Eindringlinge zu unserem Schlafzimmer auf.

Der Mann, der mich mit dem Pistolenknauf traktierte, hatte Pech. Als ich die Tür öffnete, stand ich unter dem Türsturz. So konnte er nicht weit ausholen, um Wirkung zu erzielen. Dann drängte ich in den Flur hinaus. Jetzt konnte er ausholen – aber der Knauf verfing sich in einem Gewirr von Kabeln. In dem geräumigen Flur stand auf einem Tisch ein Desktop und auf einem Schränkchen ein Drucker. Die waren mit hoch gehängten Kabeln verbunden. Weitere Kabel führten vom Flur in unser Zimmer, wo noch mehr Geräte standen. Als dieser Kabelsalat auf die Szene herunterstürzte, gaben die Einbrecher auf.

Ihnen war klar, dass sie noch viel Zeit bräuchten, bis sie an meine Safe-Schlüssel kämen. Danach hätten sie mit den Schlüsseln noch den Safe öffnen müssen. Der Krach des Kampfgeschehens war vermutlich draußen wahrgenommen worden. Nachbarn oder gar die Polizei konnten bald kommen.

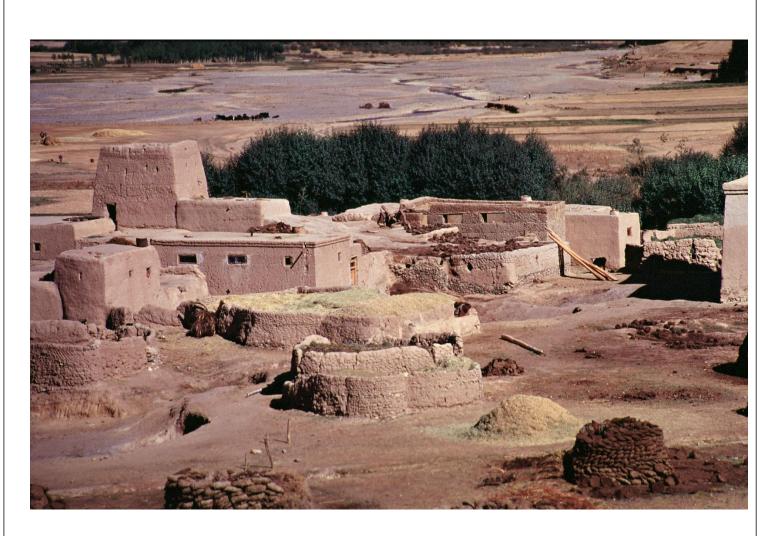
Unklar war die Rolle von Nassim. Waren die drei Männer über die Mauer am Tor zu unserem Grundstück geklettert und hatten Nassim lautlos überwältigt? Oder hatte Nassim sie eingelassen? Nassim? – Schlecht vorstellbar! Er war ein armer Mann. Wir hatten ihm viel geholfen und sogar ein Grundstück für ihn erworben, wo er bauen konnte.

Jetzt traf Bruder Jac von den befreundeten Christusträgern ein. Die Christusträger sind eine evangelische Bruderschaft, die zwei Kliniken und eine Werkstatt in Kabul betreibt. Bruder Schorsch von der gleichen Organisation hatte sich zur Deutschen Botschaft aufgemacht und kam mit Helmut Gillen, der für die technischen Einrichtungen der Botschaft sorgte, und mit Herrn Hofmann, einem deutschen Polizeibeamten. Nassim hatte

einige Beulen am Kopf. Bruder Jac brachte ihn in ein Krankenhaus, um sicher zu stellen, dass er keine Gehirnschäden davongetragen hatte. Mein blutiger Schädel blieb vorerst so, wie er war. Das Gesicht hatte man etwas abgewischt. Aber die Haare waren voller Blut, das langsam zu Schorf trocknete. Oberst Daud litt unter meinem Anblick und fragte mehrfach, ob man meinen Kopf nicht vom Blut reinigen könne. Aber mir ging es nicht schlecht.

Herr Hofmann empfahl uns, unser Anwesen durch Stacheldrahtrollen auf der gesamten Außenmauer zu sichern. Bald danach sind wir umgezogen und haben diesen Rat befolgt. Diese Maßnahme hatte nicht nur Vorteile. Noch vor diesem Überfall, im Jahre 2006, gab es nach einem Blutbad, das amerikanische Soldaten angerichtet hatten, Unruhen. Es kam zu Plünderungen von Anwesen ausländischer Organisationen. Als Plünderer auch in unsere Straße kamen, kletterte ich über eine Leiter zu unseren afghanischen Nachbarn rüber. Hätten auf der Mauer Stacheldrahtrollen gelegen, wäre das nicht möglich gewesen.

Sonst schafften wir einen Hund an. Fast alle Afghanen fürchten Hunde und wagen es nicht, in ein Grundstück einzudringen, von dem aus man einen Hund bellen hört. Vermutlich hat uns der Hund den größten Zuwachs an Sicherheit beschert. Außerdem haben wir eine bequeme Ausrede für den kläglichen Zustand unseres Gartens. Halten Sie mal einen Garten in Ordnung, in dem ein Schäferhund herumtollt!



Die Untersuchung von Nassim ergab nichts Ernsteres. Ich schickte ihn für drei Tage in Erholungsurlaub. Dann brachte mich Bruder Jac in seine Klinik. Dort wurden mir viele Haare abgeschnitten und der Schädel abgewaschen und desinfiziert. Größere Wunden wurden vernäht. Der Pistolenknauf hatte mehr als zehn Wunden hinterlassen.

Als Nassim nach seinem Erholungsurlaub zurückkam, begrüßte er Anne Marie und mich auf groteske Weise unterwürfig – wie ein Hund, der verdiente Prügel erwartet.

Oberst Daud kam noch einige Male, um die Rolle von Nassim zu klären und vielleicht doch noch die Täter zu identifizieren. Afghanen gehen davon aus, dass bei einem Überfall auf ein Grundstück oder bei einem Diebstahl immer Personen beteiligt sind, die im Anwesen leben oder arbeiten. Das trifft meistens zu. Kaum ein Einbrecher dringt in ein Haus ein, von dem er nicht weiß, wieviel Menschen sich dort aufhalten, was sich in welchen Räumen befindet und welche Türen verschlossen sind.

Nassim hatte zunächst angegeben, dass die Einbrecher sein Mobiltelefon gestohlen hatten. Oberst Daud besorgte sich von der Telefongesellschaft eine Liste der Anrufe, die von dem gestohlenen Gerät aus geführt worden waren. Und siehe da! Kurz nach der Flucht der Einbrecher war von diesem Telefon aus die Frau von Nassim angerufen worden.

Als Taufiq zurück war, berichtete er, dass Nassim ihn am Abend vor dem Überfall angerufen und gefragt habe, ob er tatsächlich nicht in Kabul sei. "Nein, ich bin in Jalalabad. Das habe ich Euch doch gesagt." Mehr wollte Nassim nicht wissen.

Die Polizei nahm nun Ermittlungen auf. Nassims Bewegungsfreiheit wurde eingeschränkt. Wir entließen ihn. Er fand eine Anstellung als LKW-Fahrer und musste Material in gefährliche Regionen transportieren. Während der Verhöre behauptete er jetzt, die Diebe hätten sein Telefon doch nicht gestohlen. Vielmehr habe er selber seine Frau kurz nach dem Überfall angerufen. Das mit dem Diebstahl habe er nur behauptet, damit ich ihm ein neues Modell kaufe. Mich hatte er nie darum gebeten. Es hätte auch nicht zu seinem sonstigen Verhalten gepasst. Das Verfahren gegen ihn wurde auf Grund dieser neuen Aussage eingestellt. Die Regierung brauchte Transporte in unsichere Gegenden.

Der Name der Familie

Zwischen den Familien, aber auch zwischen den Sippen und Clans, besteht eine starke Konkurrenz. Letztlich geht es um die Frage, wer, wenn es hart auf hart kommt, stärker ist. Wie schon gezeigt ist es für eine Familie wichtig, dass sie über zahlreiche Männer verfügt, die als Krieger respektiert werden. Es gibt aber noch andere Kriterien, die für die Wertschätzung einer Familie wichtig sind. Da ist vor allem der materielle Besitz zu nennen. Der kann in einer Auseinandersetzung mit einer anderen Familie ausschlaggebend sein. Mit einer deutlich reicheren Familie legt man sich besser nicht an. Die kann Beamte bestechen und Beziehungen zu einflussreichen Leuten nutzen. Zur Not kann sie die Dienste von Meuchelmördern in Anspruch nehmen. Arme Leute müssen selber zur Waffe greifen. Eine reichere Familie zeigt, was sie hat. Das mehrt ihr Ansehen und schreckt Gegner ab.

Besonders augenfällig wird dieses zur Schau stellen von wirtschaftlicher Potenz bei Hochzeiten. Nach der Vertreibung der Taliban waren die ersten Neubauten, die sich zwischen den Trümmern und heruntergekommenen Behausungen von Kabul erhoben, Heiratspaläste. Das sind riesige Gebäude mit mindestens zwei Sälen, in denen Hunderte von Personen an Tischen sitzen können. Diese Paläste werden für Hochzeiten angemietet. Dann sitzen in einem Saal Hunderte von Frauen mit Kleinkindern, in einem anderen ähnlich viele Männer. Laute Musik dröhnt. Zu vorgerückter Stunde gibt es ein opulentes Mahl. Kellner rennen, jeweils ein riesiges rundes Tablett mit Speisen über sich balancierend, zu den Tischen. Ein Gedeck kostet, je nach Palast, umgerechnet zwischen sechs und neun Euro. Zu den meisten Hochzeiten sind mindestens 800 Gäste geladen.

Die Feier im Palast ist nur einer der Kostenfaktoren bei einer Hochzeit. Es wird tagelang gefeiert, bei der Familie der Braut, bei der Familie des Bräutigams und schließlich im Hochzeitspalast. Die Kosten trägt der Bräutigam, bzw. dessen Familie. Der Bräutigam muss aber auch den Brautpreis aufbringen, formal eine Rücklage für den Fall einer Scheidung. Während der Verlobungszeit muss der Bräutigam dem künftigen Schwiegervater regelmäßig Geschenke machen. Bei der Hochzeit muss er nicht nur die Braut mit teurem Schmuck beschenken, sondern auch deren Schwestern. Das alles wird vor der Hochzeit ausgehandelt. Der Brautvater drängt darauf, dass der Brautpreis, die Kosten für die Geschenke und für die Ausrichtung der Feier hoch sind. Darum wird erbittert gepokert. Je angesehener die Familie der Braut ist, desto wertvoller ist das Mädchen, das diese Familie hergibt. Sicher muss man bei Turkmenen einen Aufpreis für die Braut zahlen, wenn sie gut Teppiche knüpfen kann. Eine Ausbildung, die ein Mädchen für die Ausübung einer beruflichen Tätigkeit außerhalb des Hauses qualifiziert, kann dagegen eine unerwünschte Mitgift sein.

Die meisten Brautpaare gehen mit enormen Schulden in die Ehe. Oft dauert es über ein Jahrzehnt, bis die Schulden getilgt sind. Den Brautvater stört das kärgliche Leben seiner Tochter nach der Heirat nicht. Schließlich gehört sie dann nicht mehr zu seiner Familie. Sie

hat das Recht, ihre Eltern regelmäßig zu besuchen. Aber das hilft ihr und ihrem Mann nicht aus ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

Es wurden immer wieder Versuche unternommen, die wahnwitzige Verschwendung für Hochzeiten zu begrenzen. Auch die Regierung hat versucht, die Kosten in den Hochzeitspalästen zu deckeln. Das scheiterte schnell an der Lobby der Paläste, die über die drohende Arbeitslosigkeit ihres Personals jammerte. Tatsächlich sind die Paläste eine wirtschaftliche Macht. Es entstehen immer noch neue Heiratstempel. Deren äußere Aufmachung kann es inzwischen mit Casinos in Las Vegas aufnehmen.

Die Ältesten des Pandschirtales haben versucht, die Heiraten der Pandschiri in Kabuler Hochzeitspalästen zu unterbinden. Auch die Höhe der Brautpreise und der Wert der Geschenke wurden dort begrenzt. Zuwiderhandelnde müssen Strafe zahlen. Doch die Strafe wird gerne entrichtet. Das Prestige für eine teure Hochzeit plus Strafe ist noch größer.

Der Stamm der Tani in der Provinz Khost war bisher am radikalsten: Auch er begrenzte die Höhe der Brautpreise und die Kosten der Geschenke. Familienoberhäupter die zuwider handeln, müssen eine saftige Strafe zahlen. Im Wiederholungsfall werden sie aus dem Stamm ausgestoßen. Angesichts der starken Stammesstrukturen in Khost wirkt diese Strafe tatsächlich. Die Tani begründen ihre drastischen Maßnahmen damit, dass eine Hochzeit für viele junge Männer unerschwinglich sei und dass deshalb viele Mädchen unverheiratet blieben.

Hochzeiten sind ein besonders auffälliges Indiz für die Notwendigkeit sich als wirtschaftlich potent darzustellen. Unverständlich ist auch die derzeit anhaltende Bautätigkeit im gehobenen Segment des Wohnungsbaus. Viele Ausländer sind abgezogen und haben Heere von bisher gut bezahlten Mitarbeitern entlassen. Der Markt stagniert. Die Preise im gehobenen Wohnsegment fallen. Dennoch wird gebaut. Wichtig ist, dass das jeweils neu gebaute Haus, die schon bestehenden Häuser der Gegend überragt.

Wirtschaftliche Vernunft kann kaum dahinter stecken. Es geht nur ums Prestige.

Für das Ansehen ist es sehr wichtig, dass das Leben der Familie den offiziellen Normen des Zusammenlebens entspricht – zumindest nach außen hin. Das scheint eine Frage der Glaubwürdigkeit zu sein, die in den Stammesversammlungen ihren Ursprung hat. Nur wer dort einwandfreie Familienverhältnisse vorweisen kann, kann energisch und selbstbewusst Forderungen stellen. Wem man dagegen – eventuell sogar öffentlich – Verstöße gegen die guten Sitten vorwerfen kann, der hält sich nicht nur in Versammlungen zurück.

Es ist eine Beleidigung, jemandem nachzusagen, er rauche Zigaretten oder gar Haschisch. Viele rauchen und sehr viele wissen davon. Aber offiziell wird es nicht ausgesprochen. Der Schein muss gewahrt werden. Drogenabhängige Familienmitglieder werden vor den Mitmenschen möglichst versteckt.

Die Tochter wird von der Schule genommen, nachdem sie die neunte Klasse besucht hat. Sie ist zu einem attraktiven jungen Mädchen herangewachsen, und ihr Schulweg ist weit. Sie ging immer in Begleitung zweier anderer Mädchen aus der Nachbarschaft zur Schule, so dass gegenseitiger Schutz und Überwachung gewährleistet waren. Aber es könnte dennoch sein, dass jemand der Tochter nachsagt, sie habe unterwegs Kontakte zu einem jungen Burschen gehabt. Vor solchen Behauptungen ist die Familie sicher, wenn sie die Tochter nicht mehr aus dem Haus lässt. Ganz schlimm ist es, wenn Frauen tatsächlich "etwas passiert", z.B. wenn sie bei einem Überfall von Feinden vergewaltigt werden. Das wird ihnen nicht verziehen, auch wenn sie sich verzweifelt gewehrt haben. Sie sind entehrt. Viele Frauen begehen dann Selbstmord. Dann ist die Familie ihre Schande los und ihr Name ist gerettet.



Die Teppichhändler

Abdullah besaß in Kabul ein Teppichgeschäft und in Scheberghan in Nordafghanistan eine Teppichknüpferei. Dort arbeiteten mehr als fünfzig Menschen. Fast alle Teppiche wurden auf waagerechten Gestellen geknüpft. Die Knüpfer saßen auf dem Teppich. Nur ganz wenige Knüpfrahmen waren senkrecht aufgestellt und der Knüpfer saß direkt davor. In seinem Kabuler Geschäft bot Abdullah traditionelle Teppiche an, die er bei Privatpersonen aufgekauft hatte. Die Knüpferei in Scheberghan produzierte für einen Geschäftspartner in "Kieslingkirch" nach dessen Vorgaben. Dieser Kunde setzte sich im Intercontinental Hotel mit Abdullah zusammen und skizzierte in einem Heft mit Buntstiften Muster für die Teppiche, die er in Kieslingkirch verkaufte. Einen dicken Flor mussten diese Teppiche haben. Abdullah sprach etwas Deutsch. Kieslingkirch war seine Bezeichnung für Gelsenkirchen.

Abdullah hatte einen viel jüngeren Bruder Abdul Rassul und einen Sohn Allah Nasar. Beide besuchten die "Amani-Oberrealschule", ein Jungengymnasium, das seit der Herrschaft des Königs Amanullah, also seit den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, von Deutschland unterstützt wird. In allen anderen afghanischen Gymnasien wurde die Fremdsprache Englisch unterrichtet – allerdings fast erfolglos. Auf der Amani-Schule lernte man und lernt man heute noch Deutsch. Sogar ein Teil des Fachunterrichts wurde damals in Deutsch gehalten. Außer der Amani-Schule gab es in Kabul noch die Istiqlal-Schule, die auf die gleiche Weise von Frankreich unterstützt wurde und heute noch wird.

Man trifft heute noch ältere Afghanen, die gut Deutsch sprechen, obwohl sie nie ein deutschsprachiges Land besucht haben und obwohl sie in ihrem Berufsleben die deutsche Sprache nicht brauchten. Sie waren in die Amani-Schule gegangen. Dort hatten sie Deutsch gelernt.

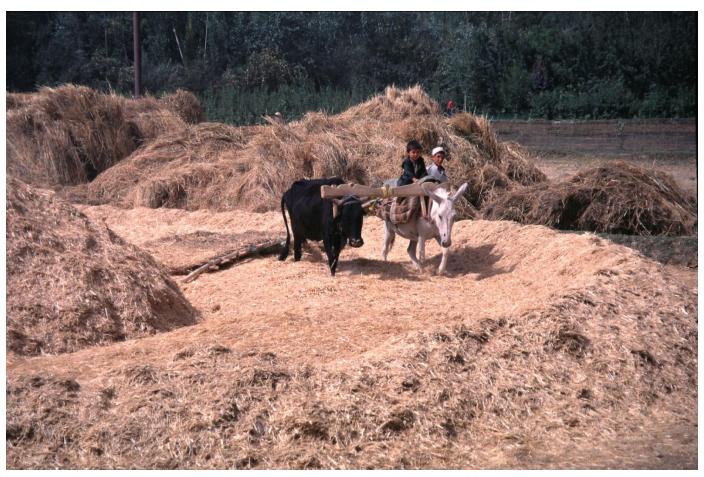
Abdul Rassul und Allah Nasar waren von diesem Niveau weit entfernt. Sie gingen in die achte und siebente Klasse, brachten aber keinen Satz in deutscher Sprache zusammen. Unvorstellbar, dass die einem Biologie-Unterricht in deutscher Sprache folgen konnten. Vermutlich gab es in der riesigen Amani-Schule Züge mit guten und Züge mit sonstigen Schülern. Abdullah bat uns darum, etwas für die Deutschkenntnisse seines Sohnes und seines Bruders zu tun. Meine Frau Anne Marie nahm sich der Aufgabe an. Das war 1975.

Ich hatte im Geldbasar 1000 DM in Afghani getauscht. Als ich nach Hause kam, beendete Anne Marie gerade den Unterricht für die jungen Herren. Ich lud die beiden in unseren VW-Bus und brachte sie nach Hause. Dort stieg ich kurz mit aus. Abdullah war auch da. Wir quatschten noch fünf Minuten. Dann musste ich zum Essen nach Hause. Nach dem Essen wollten wir etwas einkaufen. Wo war denn das gewechselte Geld? In der Aktentasche! Die lag noch im Auto. Doch in der Tasche war kein Geld. Hatte ich das Geld vielleicht ins Haus getragen, bevor ich die beiden nach Hause brachte? Wir fanden es nicht.

Als die Kommunisten 1978 an die Macht kamen, war Abdullah schon tot. Seine Familie versuchte, ihren Besitz in Afghanistan zu erhalten. Das Geschäft in Kabul ging verloren. Während der Herrschaft der Kommunisten in Afghanistan nahm die Türkei turkstämmige Afghanen großzügig auf. Unsere Freunde waren Turkmenen. Abdullah war auf Geschäftsreisen in Istanbul gewesen und hatte erzählt, dass er sich dort mit einigen Mühen mit den Einheimischen unterhalten konnte. So zog ein Teil der Familie in eine eigens für Flüchtlinge aus Afghanistan gebaute Siedlung in Westanatolien. Aber mit anderen Flüchtlingen konnte man kaum Geschäfte machen. Unsere Freunde zogen weiter nach Istanbul, wo sie einen Markt hatten. Auch die Kontakte nach Kieslingkirch gab es noch. Einmal hat uns Abdul Rassul in Deutschland besucht.

Bald nachdem ich 1998 wieder nach Kabul gekommen war, besuchte mich Allah Nasar. Er wollte eine alte Geschichte bereinigen. Ich verstand nicht, worum es ging. Allah Nazar half nach. Jetzt erinnerte ich mich an die 1000 DM, die damals verschwunden waren.

Ja, erzählte Allah Nasar, das Geld habe damals ihr Torwächter aus meiner Tasche geholt. Wenn Abdullah das erfahren hätte, hätte er ihn und Abdul Rassul totgeschlagen. Aber jetzt sei es Zeit, alles wieder in Ordnung zu bringen. Dann gab er mir 1000 DM zurück.



Der große Unterschied

In einer Stammesgesellschaft ist es für jede Familie wichtig, möglichst viele Söhne zu haben. Söhne werden die Kämpfer sein, die die Familie schützen können. Wenn eine Frau keine Kinder bekommen kann oder bisher nur Mädchen geboren hat, heiraten viele Männer eine zweite oder gar eine dritte Frau.

Der Zwang, möglichst viele Kinder zu haben, hat erhebliche Konsequenzen. Die Bevölkerung Afghanistans wächst enorm schnell. Eine entsprechend steigende Anzahl von Arbeitsplätzen kann keine Volkswirtschaft bieten – die afghanische schon garnicht. Die Masse der Bevölkerung hat keine wirtschaftlichen Perspektiven. Das unglaublich schlechte Schulsystem kann seine Leistungen schon deshalb kaum verbessern, weil es seine Kapazitäten mit großer Geschwindigkeit ausbauen muss. Für Bemühungen um Qualität bleibt nichts übrig. Schon die Ausbildung von ausreichend vielen Lehrern ist kaum möglich.

Die Entwicklung vom Agrarland zum Industriestaat war in den westlichen Ländern mit einer Verringerung des Bevölkerungswachstums verbunden. In Deutschland sorgte die Einführung der Rentenversicherung für eine gewisse Versorgung im Alter, so dass nicht mehr möglichst viele Kinder nötig waren, um den Unterhalt am Lebensabend zu garantieren. Und die Familien erkannten, dass sie nicht mehr beliebig viele Kinder auf ein Leben vorbereiten konnten, in dem Ausbildung wichtig war. Auch China hat seinen Wandel zum Industriestaat mit einer rigorosen Einschränkung der Kinderzahlen kombiniert.

In Afghanistan besteht keine Hoffnung darauf, dass die Bevölkerung den Zustand einer Stammesgesellschaft hinter sich lassen könnte. Wie sollte sie auch? Kein Staat schützt die Menschen vor Überfällen und Diebstahl oder organisiert eine Altersversorgung. Jeder muss auf eigene Faust seine Interessen wahren. Im Kapitel "Die afghanische Stammesgesellschaft" wurde erläutert, dass sich daraus zwangsläufig stammesgesellschaftliche Strukturen und Kinderreichtum ergeben. Die westlichen Länder waren, als sie ihren Weg ins Industriezeitalter antraten, Rechtsstaaten mit Polizei, die ihre Bürger schützte, und funktionierenden Gerichten – auch wenn das noch nicht genau das war, was wir heutzutage für richtig halten. In Europa brauchte man keine bewaffneten Söhne, um sich zu behaupten. Solange Afghanistan rechtsstaatliche Voraussetzungen fehlen, wird Kinderreichtum weiter für Armut sorgen.

Ein alter Freund hatte mich lange nicht mehr besucht. Er entschuldigte sich, als er wieder vorbeikam. Er habe Probleme mit dem Herzen gehabt. Das habe man jetzt mit Medikamenten im Griff. Und außerdem musste er länger nach Holland. – Ja, warum denn das? – Eine seiner Töchter hatte einen afghanischen Arzt geheiratet, der in Amsterdam lebte und praktizierte. Das muss man etwas erläutern: Der afghanische Arzt war schon in Holland aufgewachsen und hatte dort studiert. Die Tochter meines Freundes war in Afghanistan groß geworden. Die Zeiten waren unruhig und man wusste nicht, was kam. Mein Freund hatte seine Tochter lieber nicht in die Schule geschickt. Aber wie hatte sich dieses ungleiche Paar finden können? Nun, beide stammten aus der gleichen Sippe, die

ursprünglich im Südosten an der pakistanischen Grenze lebte. In Holland wurde dem jungen Paar ein Sohn geboren. Doch als dieser vier Jahre alt war, starb der Vater an Krebs. Und deshalb musste mein Freund nach Amsterdam ziehen. Schließlich konnte der vierjährige Enkel noch nicht einkaufen oder gar Behörden aufsuchen – und seine Mutter konnte es auch nicht.

Ein ehemaliger Kollege aus der Universtität Kabul war nach dem Putsch der Kommunisten nach Bonn geflohen und hatte dort gelebt und gearbeitet. Ein Sohn war als Kleinkind nach Deutschland gekommen. Er war dort in die Schule gegangen, hatte studiert, war Arzt geworden und praktizierte erfolgreich in München. Jetzt soll er heiraten – und zwar ein Mädchen aus der Sippe des Vaters. Die junge Dame ist im ländlichen Afghanistan aufgewachsen. Sie ist nie zur Schule gegangen. Aber der deutsche Staat verlangt, dass sie bescheidene Kenntnisse der deutschen Sprache nachweist, bevor sie einreisen darf. Die junge Frau besucht das Goethe-Institut in Kabul und ist schon mehrfach durch die Sprachprüfung gefallen. Mein Kollege ist verzweifelt. Er findet das ungerecht, zumal er sich sehr für die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Afghanistan eingesetzt hatte.

Paschtunen unter unseren Kollegen, mit denen wir darüber sprachen, bestätigen, dass sie nicht einfach eine andere Muslima heiraten könnten, auch nicht irgendeine andere Paschtu-nin. Die Frau, die man heiratet, muss aus dem eigenen familiären Umkreis stammen. Eine Sippe oder ein Clan sind also hinsichtlich der Partnerwahl nach außen abgeschlossene Gemeinschaften.

Es scheint, dass diese Regeln für sehr viele Afghanen bindend sind. Leider tragen sie sehr zur Verbreitung von Erbkrankheiten bei.

Viele Jungen müssen also geboren werden. Sind die Mädchen dabei nur bedauerliche Kollateralschäden? Gesamtgesellschaftlich gesehen stimmt das nicht. Die Gesellschaft braucht die Mädchen, damit sie später Kinder bekommen. Solange ein Mädchen innerhalb der Sippe verheiratet wird, trägt es sogar zum Kindersegen der eigenen Sippe bei. Doch für eine Familie ist der eigene Nachwuchs deutlich wichtiger als der der Sippe. Dass eine Tochter später einmal Kinder kriegen kann, nützt der Familie nicht, aus der sie stammt. Das Kinderkriegen muss das Mädchen für die Familie erledigen, in die es verheiratet wird.

Für eine Familie ist ein neugeborener Junge weitaus wertvoller als ein Mädchen. Jungen sind die Zukunft der Familie. Sie sollen einmal schützen und herrschen. Sie sind die Prinzen. Jungen werden besser ernährt als ihre Schwestern. Sie werden öfter gestillt. Mädchen müssen sich unterordnen. Sie müssen der Mutter bei der archaischen Hausarbeit helfen. Sie müssen sich um kleinere Geschwister, Cousins und Cousinen kümmern. Die Arbeitsleistung, die sie für ihre Familie bis zu ihrer Verheiratung erbringen, ist erheblich. Natürlich sind auch die Töchter in die emotionalen Beziehungen der Familie eingebunden. Sie hängen an ihren Eltern und Geschwistern und werden von diesen geliebt. Das zeigt sich bei Hochzeiten. Die Heirat eines Mädchens ist für deren Familie ein trauriges Fest. Da wird von einem Familienmitglied Abschied genommen, das allen ans Herz gewachsen ist.

Es ist nicht so, dass alle Frauen ein Leben ohne Macht und Einfluss führten. Vielmehr schafft die Arbeitsteilung innerhalb der Familie einen großen Bereich, der von Frauen organisiert und beherrscht wird. Frauen müssen für alle das Essen machen und die Wäsche sauber halten. Sie müssen für die Kinder sorgen. Das alles geschieht unter archaischen Bedingungen. Von Errungenschaften wie Waschmaschinen haben viele Frauen nur eine Fernsehreklame mitbekommen. Die Männer könnten mehr wissen. Aber warum sollten sie sich dafür interessieren?

In der Regel ist die Ehefrau des Familienoberhauptes die Chefin unter den Frauen. Töchter und unverheiratete Schwestern müssen ihr gehorchen. Junge Frauen, die in die Familie eingeheiratet werden, müssen meist unerfreuliche Zeiten überstehen. Oft werden sie mit rabiaten Methoden in die neue Gemeinschaft eingepasst. Uns wurde von einer Familie berichtet, die über eine "Dunkelkammer" verfügte. Das war ein fensterloses Verließ, in das Schwiegertöchter eingesperrt wurden, die nicht genau so funktionierten, wie die Schwiegermutter es wünschte. Die Schwiegertochter musste tagelang ohne Licht, Wasser und Brot ausharren. Erst wenn sie dem Zusammenbruch nahe war, wurde sie auf Bewährung freigelassen. Nicht immer muss es ganz so schrecklich sein. Aber es gibt zahlreiche Geschichten über die Leiden frisch eingeheirateter Schwiegertöchter. Die Chefin des Frauenbereiches genießt in Afghanistan den Status einer Archetype, die nicht nur Frauen Angst und Schrecken einflößt.

Es gibt wenige Überlappungen des Lebensbereichs der Frauen mit dem der Männer. Einiges kann nur gemeinsam erledigt werden und muss zwischen den weiblichen und männlichen Oberhäuptern besprochen werden. So sind Einkäufe für den Haushalt nötig, die von den Männern erledigt werden, oder Reparaturen im Hause. Gastmahle und die Unterbringung von Gästen müssen geregelt werden. Die Speisenfolge bei Gastmahlen ist Sache der Frauen. Auch gemeinsame Besuche von Hochzeiten oder Trauerfeiern muss man planen. Frauen mischen sich ein, wenn die Männer ihre Aufgaben nicht so erfüllen, wie die Frauen es für richtig halten. Wenn ein Mann z.B. arbeitslos ist, wird er von den Frauen gescholten und verhöhnt. Oft schleicht sich ein solcher "Versager" in die Moschee oder in eine Teestube davon. Für die ehelichen intimen Kontakte scheint nur begrenzt Raum und Zeit zur Verfügung zu stehen.

Westler meinen, dass afghanische Frauen den Wunsch haben müssten, aus diesem eingeschränkten Leben befreit zu werden. Aber Afghaninnen kennen die Welt nicht aus dem Blickwinkel einer Holländerin oder Kanadierin. Frauen haben kaum Kontakte außerhalb ihrer Familie. Für die Beziehungen nach außen sind die Männer zuständig.

Auf dem Land erledigen die Männer die Feldarbeit allein, wenn es Klima und Bodenverhältnisse zulassen. Wenn die Arbeitskraft der Männer nicht ausreicht, arbeiten auch Frauen auf den Feldern und in den Obstgärten. Aber es wird peinlich darauf geachtet, dass kein Außenstehender die Frauen beobachtet. Reist ein Fremder über Land und auf einem nahegelegenen Feld arbeitet eine Frau, so hockt sich die Frau nieder, wendet ihr Gesicht in die andere Richtung und verbirgt es hinter einem Tuch.

Insbesondere die Paschtunen siedeln auf dem Land gerne in Lehmburgen, die Qalas heißen. Das sind größere rechteckige Grundstücke, die von einer hohen Lehmmauer umgeben sind. Von außen ist das Grundstück durch ein Tor erreichbar. Oft befindet sich über dem Tor ein Raum für die Gäste. Durch die Fenster dieses Raumes können die Gäste nur die Landschaft außerhalb der Qala betrachten. Innerhalb der Qala bewegen sich die Frauen und Mädchen frei. Dort gibt es Wohnhäuser, manchmal Gemüsebeete. Auch Haustiere werden hier gehalten. Die Menschen, die in einer Qala leben, sind eng miteinander verwandt.

Manchmal wird behauptet, dass eine Frau eine Qala betritt, wenn sie dorthin verheiratet wird, und diese erst zu ihrer Beerdigung wieder verlässt. Das ist übertrieben, aber nicht sehr. Eine Frau hat das Recht, die Familie ihrer Eltern zu besuchen.

Und sie wird zu Hochzeiten und zu anderen großen Ereignissen innerhalb der Sippe oder gar des Clans eingeladen. Dort feiern die Frauen getrennt von den Männern in eigenen Räumen. Für sie sind das die einzigen Möglichkeiten, schöne Kleider "öffentlich" – d.h. im Kreise der weiteren weiblichen Verwandtschaft – zu zeigen. Bei solchen Gelegenheiten tanzen Frauen gerne, während die Männer in anderen Räumen sitzen und das Treiben der Frauen beargwöhnen.

Frauen leben in voneinander isolierten familiären Kleingruppen, zwischen denen es keine kontinuierliche Kommunikation gibt. Es ist eine Illusion, dass sich afghanische Frauen zu größeren Gruppen zusammenschließen könnten, etwa um gemeinsam politische Forderungen zu stellen. Ja, sie haben überhaupt keinen Anreiz, an eine solche Möglichkeit zu denken. In der Stadt leben die Familien enger beieinander als auf dem Land in den Qalas. Aber auch hier hält die Familie die Isolierung der Frauen und Mädchen gegenüber Fremden aufrecht, so gut es irgend geht. Die allermeisten Frauen erledigen keine Einkäufe. Nur im Stoffbasar trifft man Gruppen von Frauen an, oft in Begleitung männlicher Verwandter.

In ziemlich jedem Haushalt läuft ununterbrochen ein Fernseher. Dort sieht man manchmal sogar Filme über Frauen in fremden Ländern, die gemeinsam mit anderen Menschen das Leben der Allgemeinheit verändern. Für afghanische Zuschauerinnen sind das Märchen aus einer fremden Welt, die sie nicht selber betreffen. Auch über das weit verbreitete Mobiltelefon schicken Frauen keine revolutionären Botschaften sondern tauschen Familieninterna aus.

Frauen sind viel mehr die Trägerinnen der Tradition als Männer. Sie kennen das Leben nicht anders und haben von ihren Müttern und Schwiegermüttern gelernt, dass es immer so war und immer so sein muss. Männer leben sowohl in der Stadt als auch auf dem Land viel mehr außerhalb ihrer Familie. Sie haben viele Kontakte zu anderen und hören viel mehr über andere Möglichkeiten zu handeln und zu leben als Frauen. Aber sie haben kaum Gelegenheit und auch fast nie den Wunsch, mit ihren Frauen oder gar mit ihren Töchtern darüber zu sprechen.

Telefonische Geständnisse

Die halbjährliche externe Finanzprüfung lag an. Gleichzeitig mussten wir dem Geldgeber einen Halbjahresbericht liefern. In diesen aufkommenden Stress hinein erklärte Taufiq, der Buchhalter, dass sein Arzt ihm eine sofortige Auszeit von einem Vierteljahr verordnet habe. Taufiq zeigte keine Anzeichen eines Burnouts. Ein anderes Leiden, das eine derart spontane und langfristige Erholung erfordert hätte, gab unsere Fantasie nicht her. Aber was immer der Arzt gesagt hatte, ein solcher Urlaub war nicht drin. Für OFARIN war der Buchhalter Taufiq jetzt unentbehrlich. Ein Ersatzmann stand nicht zur Verfügung. Wir schickten Asmat, eine Frau, und Harun, einen Mann, in die Buchhaltung. Taufiq sollte die beiden einarbeiten. Bevor Asmat und Harun sich auskannten, war an Urlaub nicht zu denken.

Als Taufiq mit mir allein war, gab er zu, dass er einen furchtbaren Fehler begangen habe – seine Heirat. Vor einem guten Jahr habe er geheiratet. Jetzt zeige sich, dass seine Frau Probleme mit dem Kinderkriegen habe. Sie verliere die Frucht immer frühzeitig. Er habe einen Frauenarzt in Peschawar angerufen. Der habe ihm gesagt, dass er den Fall nicht am Telefon beurteilen könne. Seine Frau müsse nach Pakistan kommen und er gleich mit. Dort müsse sie vor allem ruhen. Äußerstenfalls müsse die Frau drei Monate lang unter ärztlicher Aufsicht bleiben. Aha, also so war das.

Nach gut zwei Wochen hielten wir Asmat und Harun für soweit eingearbeitet, dass Taufiq und Frau reisen konnten. Zwei Wochen später war er schon zurück. Seine Frau müsse sich ruhig halten und viel liegen, berichtete er. Es war also nicht ganz so schlimm. Wir ließen Asmat und Harun in der Buchhaltung. Taufig arbeitete nun als Trainer.

Ein halbes Jahr später, an einem Wochenende, kam Harun ins Büro und zeigte mir einige Buchungen. Die stammten aus der Zeit, als Taufiq Buchhalter war. Wieso kümmerte sich Harun um das, was sein Vorgänger angestellt hatte? Das war so gekommen: In der Belegschaft gab es Gerüchte, dass Hefte für unsere Schüler überteuert eingekauft worden seien. Wir gingen der Sache nach und fragten Ferusa, die Lagerhalterin, wann in der letzten Zeit Hefte gekauft worden seien und zu welchen Preisen. In diesem Jahr waren nur einmal Hefte gekauft worden, im Jahr davor zweimal. Um Irrtümer zu vermeiden, bat Ferusa Harun, zu überprüfen, ob in der Vergangenheit nicht weitere Käufe von Heften stattgefunden hätten. Deshalb durchsuchte Harun Unterlagen aus der Zeit von Taufiqs Verantwortung.

Dabei war er auf die Buchungen gestoßen, die er mir jetzt zeigte. 180 Schultafeln und 180 Tafelständer waren gekauft worden − 200 000 Stück Tafelkreide und noch einiges mehr, alles verteilt auf vier Buchungen. Der Gesamtwert der Einkäufe entsprach rund 10 000 €. Harun hatte Ferusa gefragt, ob sie diese Gegenstände ins Lager aufgenommen habe. Das war nicht der Fall. 180 Schultafeln hätten auch nie in unsere Lagerräume gepasst. Datiert war der Einkauf auf zwei Tage nach der Abreise von Anne Marie und mir in den

Heimaturlaub. Als verantwortlicher Einkäufer hatte Akbari unterzeichnet, der Bruder von Ferusa.

Jeden Monat erhalte ich eine elektronische Zweitversion des Journals, in der alle finanziell relevanten Ereignisse aufgeführt werden. Das Original des Journals wird handschriftlich geführt. Die elektronische Liste enthält manche Informationen nicht mehr, die noch im Original stehen. So standen da nicht die Anzahlen der Schultafeln und der Kreidestücke. Wenn man zu Hause im Urlaub die Liste der Einkäufe durchgeht, muss solch' eine reduzierte Information nicht unbedingt Anstoß erregen. Doch jetzt lagen die Rechnungen mit allen Zahlen vor mir. Da ließ mich der Vorfall nicht mehr gleichgültig.

Hier lag Betrug vor. Der Kauf hatte nie stattgefunden. Die Papiere waren gefälscht. Entweder hatte Akbari betrogen oder Taufiq. Jemand anders konnte es nicht gewesen sein. Wir fragten Taufiq, warum er Akbari nicht nach den Details eines so teuren Kaufs gefragt habe. Eigentlich ist es nicht die Aufgabe des Buchhalters, die Preise von Einkäufen zu prüfen. Aber bei solchen Größenordnungen muss er fragen. Taufiq behauptete, dass Akbari damals ein Grundstück erwerben wollte und deshalb unter Stress stand. Mit dem hätte man nicht reden können. Der hätte doch nur patzig reagiert. So habe er lieber nicht gefragt.

Natürlich wies auch Akbari jede Schuld von sich. Die anderen Kollegen, Anne Marie und ich – keiner wusste weiter. Aber mussten wir überhaupt die Wahrheit finden? Bin ich der leitende Ermittler von OFARIN? Nein, ich muss unsere Organisation von Bösewichten freihalten. Diese Aufgabe war erfüllt, wenn ich Akbari und Taufig entließ.



Weitere ergebnislose Befragungen folgten. Ich beschloss tatsächlich Akbari und Taufiq zu entlassen. Zum Abschied erklärte ich ihnen, dass einer von beiden schuldlos entlassen werde, während der andere nicht nur die Schuld auf sich geladen habe, unsere Organisation und damit letztlich afghanische Schulkinder zu bestehlen. Er sei auch Schuld daran, dass der andere Kollege jetzt arbeitslos werde. Derjenige, der mit dieser doppelten Schuld beladen sei, solle mit seiner Familie oder seinem Mullah darüber reden. Ich wäre sehr glücklich, wenn einer mich nach einigen Tagen anriefe und die Wahrheit sagte.

Zwei Tage später rief es an: "Ich bin Akbari. Ich wollte zugeben, dass ich es war. Ich habe die Papiere gefälscht." Ich war überglücklich und lobte ihn dafür, dass er sich zu diesem Schritt durchgerungen hatte. Er bot an, so lange ohne Lohn für OFARIN zu arbeiten, bis seine Schuld getilgt sei. Auf diesen Vorschlag war ich nicht vorbereitet. Er schien mir dreist. Vehement lehnte ich ab. Später sah ich alles gelassener. Akbari verdiente nach seinem Geständnis ein Entgegenkommen. Die Belegschaft würde ihm auf die Finger sehen. Weitere Betrügereien könnte er sich nicht erlauben. Und für OFARIN war es kein Nachteil, wenn jemand über zwei Jahre lang umsonst arbeitet.

Zwei Tage später rief ich Akbari an und lud ihn ein, am Wochenende ins Büro zu kommen. Er sagte zu.

Eine gute Stunde danach meldete sich Akbari wieder am Telefon. Er habe ein Problem. Er stünde unter starkem Druck seiner Schwester – also Ferusa, unserer Lagerhalterin – und seiner Mutter. Akbaris Vater lebte nicht mehr. Mutter und Schwester machten ihm schwere Vorwürfe. Er hätte den Betrug nie zugeben dürfen. So etwas tue man nicht. Es sei Schwachsinn, jetzt mehr als zwei Jahre lang umsonst zu arbeiten. Von dem erbeuteten Geld sei noch genug übrig, um damit nach Deutschland zu gehen und dort sein Glück zu suchen. Der Druck von Mutter und Schwester sei sehr stark. Er wisse nicht, ob er es schaffe, das Geständnis noch einmal zu wiederholen.

Ich beruhigte ihn und erinnerte ihn an die Verabredung zum nächsten Freitag. Da könnten wir ungestört reden.

Als er am Freitag kam, sprach ich ihm noch einmal meine Anerkennung dafür aus, dass er sich zu dem Schuldbekenntnis durchgerungen habe.

"Zu welchem Schuldbekenntnis? Ich habe nichts zu bekennen." Er habe mich doch angerufen und zugegeben, dass er die Belege gefälscht habe. Das habe er nicht. Ich zeige ihm die Telefonnummer, von der aus er angerufen hatte. Die kannte er nicht.

Jetzt reichte es. Er war vor seiner Mutter und seiner Schwester eingeknickt. Ich sagte ihm, dass er gehen solle. Er brauche nicht wieder zu kommen. Und seiner Schwester solle er sagen, dass sie auch zu Hause bleiben kann. Wir würden sie später anrufen.

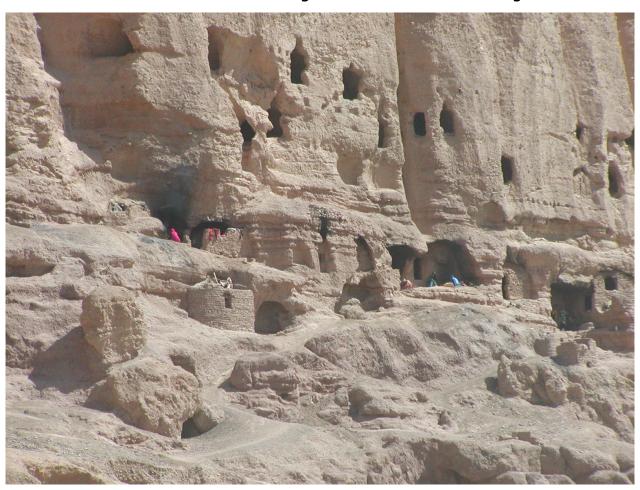
In den nächsten Tagen wurde mir nicht wohler. Ich zog durch das Büro und sprach mit verschiedensten Kollegen. Auch unsere Mitarbeiterinnen beschäftigte die Geschichte. Als ich denen gegenüber erwähnte, dass Akbari mit dem Geld wohl ein Grundstück gekauft

habe, stellten die Frauen klar, dass das nicht der Fall sei. Die Frage des Grundstückskaufes habe sich schon ein halbes Jahr vor diesem Betrug erledigt. Akbaris Familie habe damals darauf verzichtet, ein Grundstück zu erwerben. Sie wohne zur Miete. Akbari hatte also kein Motiv für einen Betrug.

Nun meldete sich auch noch Taufiq telefonisch und behauptete, dass Akbari ihn angerufen habe. Der habe ihm gegenüber zugegeben, dass er den Betrug zusammen mit seiner Schwester begangen habe. Das war unglaubwürdig. Wieso sollte Akbari ausgerechnet gegenüber seinem Kontrahenten etwas zugeben?

Ich holte tief Luft und ging die ganze Geschichte noch einmal durch. Angenommen, Akbari hätte den Betrug begangen! Dann musste er dem Buchhalter Taufiq die gefälschten Belege über Ausgaben von rund 10.000 € vorgelegt haben. Moment mal! Woher hat Akbari das viele Geld für den Kauf? Normalerweise werden größere Einkäufe im Team besprochen. Dann gehen die, die einkaufen sollen, in die Buchhaltung und lassen sich einen Vorschuss geben. Darüber gibt es dann auch einen Beleg. In diesem Fall gab es keinen. Akbari hätte das Geld also vorstrecken müssen. Das konnte er mit Sicherheit nicht. Es war also Taufiq, der die Belege mit der Unterschrift von Akbari hergestellt hatte. Er hatte jemanden bei mir anrufen lassen, der behauptete, er sei Akbari und wolle ein Geständnis ablegen.

Ein anderer Kollege erläuterte: "Ja, so etwas lernen die Leute in den indischen und türkischen Fernsehserien. Da wird beständig unter falschem Namen angerufen."



Kronprinzen und ihre Brüder

Während Mädchen durch ihre Hochzeit von der Familie, in die sie geboren wurden, getrennt werden, bleiben die Knaben zu Hause. Sie sind diejenigen, die einmal die Familie schützen und führen sollen. Hier muss man unterscheiden. Schützen sollen sie alle. Aber wenn die Familie mehrere Söhne hat, können nicht alle führen. Einer der Söhne, meist der älteste, muss in die Aufgabe des Familienoberhauptes hineinwachsen. Der ist der Kronprinz.

Der Vater ist für die Außenbeziehungen der Familie zuständig. Er ist, wenn es irgendwie möglich ist, berufstätig – als Bauer auf dem Feld, als Beamter, als Arbeiter, als Händler. Mit seinen Kindern hat er nicht viel zu tun. Väter vieler Kinder haben oft Mühe, sich deren Namen zu merken. Die Frauen sorgen für das Innenleben der Familie. Sie ziehen die Kinder auf. Das tägliche Leben der Kinder spielt sich im Umkreis der Mutter und der anderen Frauen ab. Frauen bereiten die Kinder auf ihre zukünftigen Rollen vor. Und die frühe Jugend ist bekanntlich besonders prägend. Der Vater hat erst später mit seinen Söhnen zu tun.

Die Mutter und die anderen Frauen behandeln Jungen ohnehin besser als Mädchen. Der künftige Chef der Familie wird ganz besonders verwöhnt. Ihm wird fast nichts verwehrt. Der kleine Kronprinz erhält auch ohne eigenes Zutun reichlich Lob und Anerkennung. Pflichten hat er kaum. Seine Fähigkeiten kann er nicht realistisch einschätzen. Mit Rückschlägen muss er kaum umgehen. Junge Burschen wachsen heran, denen man fast nie Grenzen aufgezeigt hat. Sie sind von sich eingenommen und tun sich schwer damit, sich in eine Gemeinschaft einzufügen. Viele Kronprinzen entwickeln ein aufgeblasenes Ego, das später Schwierigkeiten mit den Realitäten der Welt hat. Tief in ihrem Innern wissen sie, dass sie großartig sind. Sie sind zum Führen geschaffen, nicht zum Dienen.

Müssen sie sich später einem Vorgesetzten unterordnen, kommen sie damit nur schlecht zurecht. Verbreitet ist die Manipulation von Vorgesetzten durch einen Untergebenen, der als Kronprinz aufgewachsen ist. So steht der Untergebene vor sich selber und vor seinen Nächsten als der eigentliche Chef da. Damit kann er leben. Aber dafür tut er auch etwas. Die Rolle des Manipulators bildet er sich nicht nur ein. Afghanische Untergebene sind oft recht aktive Manipulierer. Ich weiß, wovon ich rede.

Ein afghanischer Bekannter ist Leiter einer Organisation geworden. Er erläuterte uns die politische Situation des Landes und die Politik seiner Organisation – genauer: Er erläutert seine persönliche Politik. Er distanziert sich in allen denkbaren Belangen von allen existierenden Parteien, auch von den Taliban oder von noch radikaleren Umstürzlern. Keine Gruppierung macht es ihm recht. Man kann sich nicht vorstellen, dass er irgendeine andere Richtung unterstützt oder mit ihr konstruktiv zusammenarbeitet. Das ganze Elend der afghanischen Politik ist in dieser Person gebündelt. Unser Bekannter ist der Normalfall. Sehr viele afghanischen Politiker funktionieren so. Denn ziemlich alle afghanischen

Führungskräfte und eben auch die Politiker sind einmal Kronprinzen gewesen. Den meisten hat ihre Mutter den Dünkel der eigenen Herrlichkeit mit auf den Lebensweg gegeben.

Im vorigen Jahrhundert habe ich an der naturwissenschaftlichen Fakultät der einzigen afghanischen Universität unterrichtet. Inzwischen hat sich die Fakultät zerlegt in Fakultäten für Mathematik, Physik, Chemie, Geologie und Biologie. Und die Aufspaltung geht weiter. Die Biologie zerfällt in Botanik und Zoologie, die Chemie in Organische Chemie und Anorganische. Warum auch nicht? Eine Zusammenarbeit zwischen den Dozenten gibt es ohnehin nicht. Außerdem sind etliche weitere Universitäten entstanden, staatliche und private. So gibt es lauter kleine Königreiche, in denen Herrscher auf bescheidenem Niveau vor sich hin werkeln und sich von niemandem reinreden lassen.

Meist werden in einer Familie mehrere Söhne geboren. Aber nur einer kann einmal das Familienoberhaupt werden. Manchmal werden die Grenzen zwischen dem Kronprinzen und seinen Brüdern nicht so streng gezogen. Dann gibt es Konkurrenzkämpfe. Oft spielt die Zuneigung der Mutter eine Rolle. Doch in der überwiegenden Zahl der Fälle werden die anderen Brüder angehalten, dem Kronprinzen zu dienen.

Die Brüder erkennen den Kronprinzen auch noch als Autorität an, wenn sie verheiratet sind und eine eigene Familie haben. Mehrmals wollten wir Mädchen als Mitarbeiterinnen einstellen. Vater und Mutter kamen und sahen sich im Büro um. Schließlich waren sie einverstanden, dass ihre Tochter bei uns arbeitet. Doch zwei Tage später rief die Tochter weinend an. Sie dürfe doch nicht kommen. Als der älteste Bruder des Vaters davon erfahren habe, dass seine Nichte bei Ausländern arbeiten soll, habe der Onkel das verboten. Sollte der Vater seine Tochter dennoch zu uns schicken, werde er ihm die Bruderschaft aberkennen.

Die Jungen, die nicht als Kronprinzen aufwachsen, sind kaum dazu prädestiniert, Führungskräfte zu werden. Entscheidungen fällen sie nicht gerne. Auch wenn sie eigentlich wissen, was zu tun ist, warten sie auf eine Anweisung. Warten können sie geduldig. Viel Eigeninitiative sollte man ihnen nicht zumuten.

Wenn Männer, die keine Kronprinzen waren, außerhalb ihrer Familie in einer Organisation, einer Firma, einer Fabrik oder Behörde arbeiten, schließen sie sich gerne einer Person mit Führungsqualitäten an – als Ersatz für den großen Bruder in der Familie. Allerdings ist diese Bezugsperson nur selten der formale Vorgesetzte innerhalb dieser anderen Struktur ist. Diese Wahl eines externen Kronprinzen ist ein individueller Schritt von der Stammesgesellschaft zur Klientelgesellschaft.

Naqib

Khazan Gul gehört zum Stamm der Tani, der in der Provinz Khost, im Grenzgebiet zu Pakistan, siedelt. Er hat in Deutschland studiert. Während des Krieges gegen die Kommunisten führte er in seiner Heimat eine Widerstandsgruppe. Die nahm an Kämpfen teil, bemühte sich aber auch um das wirtschaftliche Überleben der Menschen. In dieser Zeit habe ich ihn besucht und viel von ihm über das Zusammenleben der Menschen dort gelernt. Nach der Vertreibung der Kommunisten lebte Khazan Gul weiter in Khost, arbeitete als Landwirt und organisierte den Unterricht einiger Schulen. Nach Kabul kommt er selten. Unser Kabuler Büro besucht er vielleicht einmal im Jahr.

Eines Tages, es ist vielleicht zehn Jahre her, besuchte er uns und hatte eine Bitte. Sein Großneffe Naqib sei arbeitslos. Ob ich den nicht als Kraftfahrer einstellen könne. Naqib ist der Enkel einer Schwester von Khazan Gul. Naqibs Vater war während des Krieges als Regierungssoldat gefallen. Khazan Gul hatte die Familie der Nichte bei sich aufgenommen.

Was blieb mir übrig als Naqib einzustellen? Bereut haben wir das nie. Naqib war in etlichen Handwerken erfahren und wusste immer Rat, wie etwas zu reparieren war. Er strahlte eine ansteckende Fröhlichkeit aus. Jeder kam mit ihm zurecht.

Eines Tages bat er mich um Urlaub. Er müsse einen Verwandten aus Khost zur medizinischen Behandlung nach Pakistan bringen. Solche Anliegen haben auch andere Kollegen. Naqib bekam den Urlaub. Wir selber standen kurz vor der Abreise in den Heimaturlaub.



Als wir aus dem Urlaub zurück waren, fehlte Naqib. Der sei von seinem Urlaub aus Pakistan nicht wieder zur Arbeit zurückgekehrt, berichteten die Kollegen. Einmal habe er angerufen und erzählt, dass er nicht wiederkommen werde. Er habe jetzt eine andere Beschäftigung und verdiene besser als bei uns. An der letzten Behauptung durfte man zweifeln. Mich störte, dass Naqib sich nicht die Mühe gemacht hatte, uns zum Abschied zu besuchen. Schließlich hatten wir uns gut verstanden.

Als Khazan Gul wieder einmal vorbeikam, sagte ich dem das auch. Auch der hielt es für unhöflich, dass sich sein Neffe einfach verdrückt hatte. "Na, vielleicht meldet der sich noch." hoffte er.

Ein Jahr später kam Khazan Gul wieder vorbei. Naqib hatte sich immer noch nicht gemeldet. Wenn Khazan Gul in Kabul war, wohnte er bei Naqib. Er versprach nach zu haken. Am nächsten Tag, war er wieder da. Er hatte Naqib lange zugesetzt, bis der ihm alles erzählt hatte. Das sollte ich mir jetzt anhören. Ich sollte schon mal tief Luft holen.

Ein Stammesbruder aus einer nah verwandten Familie von Naqib und Khazan Gul war bei den Taliban in Nordafghanistan aktiv gewesen. Regierungstruppen hatten ihn gefangen. Er saß jetzt im Gefängnis. Gefangene können oft Gefängnisdirektoren bestechen und kommen frei. Dazu war der Stammesbruder unserer Freunde jedoch ein zu prominenter Terrorist. Die Regierung konnte es sich nicht leisten, diesen großen Fisch davonschwimmen zu lassen.

Aber die Familie des Gefangenen hatte eine Idee. Sie wandte sich an Naqib: "Du arbeitest doch bei einem Ausländer. Hilf uns, den zu kidnappen! Dann können wir den gegen unseren Bruder austauschen."

Naqib erklärte zunächst, dass das Schande über seinen Onkel und ihn selber bringen würde und weigerte sich. Doch die Familie des Gefangenen blieb hartnäckig. Da zog Naqib die Reißleine. Der Ausländer habe ihn gerade rausgeworfen, berichtete er der Familie des Gefangenen. Afghanen gehen davon aus, dass man einen Anschlag auf ein anderes Anwesen nur durchführen soll, wenn man sich dort auskennt. Als Entlassener hatte Naqib keinen Zugang mehr zu unserem Büro. Als jemand, der mich kidnappen könnte, kam er kaum noch in Frage. So war in diesen Jahren nichts passiert. Naqib war allerdings arbeitslos.

Khazan Gul hatte noch erfahren, dass die Familie des Gefangenen den Marschall Fahim, den Vizepräsidenten Afghanistans, bestochen habe. Die Amtszeit des damaligen Präsidenten Karzai lief bald aus. Bevor dann der Nachfolger das Amt übernahm, führten die Vizepräsidenten die Amtsgeschäfte. Während dieser Zeit wollte Fahim den Gefangenen freilassen. Eine Woche später starb der Marschall. Er hatte an starkem Zucker gelitten und war in den letzten Jahren immer wieder in der Berliner Charité behandelt worden.

Noch eine Woche später. Telefon: "Können wir mal zu Ihnen reinkommen? Wir stehen hier vor Ihrer Tür." tönte es energisch. Keine Frage: Deutsches Militär. Einige Soldaten betraten unser Grundstück und begannen zu fotografieren, obwohl es schon fast dunkel

war. Scheinbar benutzten sie Infra-Rot-Geräte. Einer brummelte: "Wir müssen uns ja etwas auskennen, wenn wir Euch mal hier rausholen sollen." Schließlich kündigten sie für den nächsten Tag den Besuch von Herrn Baumann von der Botschaft an.

Der kam dann auch und eröffnete mir, dass ich auf einer Liste von Ausländern stünde, die verschleppt werden sollten, um gefangene Terroristen frei zu pressen. Das war der amtliche deutsche Stempel auf Khazan Guls Geschichte.

Dann vergingen noch einige Wochen bis eines Vormittags Khazan Gul und Naqib fröhlich bei uns saßen. "Jetzt ist alles in Ordnung. Es kann nichts mehr passieren."

Ra'is Khodaidad war das Oberhaupt der Familie des gefangenen Terroristen, die Naqib bedrängte, mich zu kidnappen. "Ra'is" bedeutet "Präsident". Dieser Ehrentitel kennzeichnete Khodaidads überragende Position innerhalb der mafiösen Strukturen. Ra'is Khodaidad war es, der Druck auf Naqib ausgeübt hatte, mich zu kidnappen.

Ra'is Khodaidad hatte viel Aufwand für immer anderes Aussehen und verschiedenste Verkleidungen getrieben. Pässe besaß er von der Ukraine bis in die Golfstaaten. Jetzt hatte er aber einen Fehler begangen. Den Behörden war bekannt, dass er sich in Afghanistan aufhielt. So konnte er verhaftet werden – offenbar von ausländischen Soldaten.

Eine Woche lang beherrschte Ra'is Khodaidad als der größte Mafioso, den es je in Afghanistan gegeben habe, die Fernsehberichte. Er wurde von allen Seiten gezeigt, auch in einigen Verkleidungen, die er benutzt hatte. Für Khazan Gul und Naqib stand fest, dass Ra'is Khodaidad nie wieder freikommen wird. Naqib kehrte zu uns zurück.

Ra'is Khodaidad war in den allerletzten Tagen der Amtszeit des Präsidenten Hamid Karzai gefangen genommen worden. Die Aufarbeitung seines Falles oblag der neuen Regierung Abdul Ghani und Dr. Abdullah. Das war heikel. Khodaidad wusste zuviel – über Kriegsfürsten, die noch hunderte von Kriegern unter Waffen hatten, und vielleicht auch über Mitglieder der neuen Regierung – auf jeden Fall über Personen, an denen sich die neue Regierung nicht vergreifen konnte. Die Regierung musste verhindern, dass sich Khodaidad öffentlich äußerte. Ein rechtsstaatlicher Prozess wäre zu gefährlich gewesen. So wurde der Fall so "rechtsstaatlich wie möglich" abgewickelt. Khodaidad wurde einige Monate lang mehrmals mit allem konfrontiert, was man ihm vorwarf – allerdings vollkommen abgeschlossen von der Öffentlichkeit. Er äußerte sich gegenüber der Polizei dazu. Dann wurde er gehängt.

Zu den Trauerfeiern kamen Tausende von Stammesgenossen. Die Familie hatte Mühe, diese Feiern den Sitten entsprechend auszurichten. Sie war vollkommen verarmt.

Religion und Stammesgesellschaft

Zu Beginn des siebenten Jahrhunderts war die arabische Gesellschaft eine Stammesgesellschaft. Die meisten Stämme beteten verschiedenste Götter und Geister an. In Arabien lebten auch Stämme christlichen oder jüdischen Glaubens. Dann trat der Prophet Mohammed auf. Er hatte die Vision einer neuen monotheistischen Religion, in der alle Menschen vor Gott gleich sein sollten wie bei den Juden und Christen. Mohammed hatte einiges von den Lehren der Christen und Juden erfahren. Zunächst hoffte er sogar, jüdische Stämme zu seiner neuen Religion zu bekehren, womit er aber scheiterte.

Wenn möglichst viele Menschen die neue Religion zu der ihren machen sollen, muss diese Religion von den Vorstellungen der Menschen ausgehen. Die Menschen müssen dort "abgeholt werden, wo sie sind". Die neue Religion konnte die Bedingungen einer Stammesgesellschaft nicht ignorieren. In der Stammesgesellschaft sind Frauen den Männern nicht gleichberechtigt. In der neuen Religion erbten Töchter nur halb so viel wie ihre Brüder. Bei Rechtsstreitigkeiten sind zwei Frauen als Zeugen so viel wert wie ein Mann. Moslems behaupten, dass Frauen in vorislamischer Zeit gar nichts erbten und als Zeuginnen nicht in Frage kamen. So sind die Bestimmungen der neuen Religion als Kompromiss zu sehen. Vor Gott sind Frauen so viel wert wie die Männer. Aber im Zivilleben der Stämme wäre die volle Gleichberechtigung der Frau dann doch zu viel des Guten gewesen.

Kein ordentlicher Moslem wird das hinnehmen, was ich hier über die Entstehung seiner Religion erzähle. Für ihn ist die neue Religion, also der Islam, dem Propheten Mohammed Wort für Wort von Gott durch einen Erzengel übermittelt worden. Das Übermittelte ist im heiligen Buch des Islam, dem Koran, niedergeschrieben worden. Was im Koran steht, ist für alle Zeiten gültig. Jedenfalls wäre ein Afghane oder ein Saudi empört, wenn ein Außenstehender behauptet, dass vieles in seiner Religion recht menschlichem Kalkül zu verdanken sei und dass es aus einer bestimmten Konstellation heraus verstanden werden muss. Doch es gab und es gibt islamische Gelehrte, die auch daran zweifeln, dass alles im Koran rein göttlichen Ursprungs ist und dass alle Aussagen dort für alle Zeiten und alle menschlichen Gemeinschaften gelten sollen. Die einzelnen Kapitel des Koran heißen Suren. Einige der Suren, die spät entstanden sind, enthalten Anweisungen, die sich auf ein konkretes Geschehen beziehen. Da wird z.B. den Gläubigen vorgeschrieben, dass sie sich von den Ungläubigen distanzieren und diese mit allen Mitteln bekämpfen sollen. Solche Suren sind gut zu verstehen, wenn man weiß, dass die Gemeinschaft des Propheten Mohammed sich zu einem Staat entwickelte, der mit Andersgläubigen im Krieg stand. Die Anweisungen sind dann als konkrete Anordnungen an die Leute des Propheten in einer bestimmten historischen Situation zu sehen. Sie galten für einen bestimmten Zeitpunkt und nicht für alle Ewigkeit. Das sahen einige Gelehrte so, die auch andere geschichtliche Ereignisse analysiert hatten. Solche Gelehrten lebten in kulturellen Zentren des Islam wie

Bagdad, Kairo oder Damaskus oder an den Höfen mächtiger Fürsten. Sie setzten sich dafür ein, Teile des Korans nicht wörtlich zu nehmen.

In den Stammesgesellschaften Arabiens oder Afghanistans analysiert oder hinterfragt man nicht. Hier haben die Gläubigen keinen Zweifel daran, dass der ganze Koran Gottes Wort ist. Die Aufforderung zur Gewalt gegen Ungläubige sind keine Erfindungen von radikalen Islamisten. Sie stehen im Koran.

Doch dann müssten die Menschen in Afghanistan, in Arabien oder auch in der Türkei oder in Algerien ebenso mörderisch gegen Andersgläubige vorgehen wie die islamistischen Terroristen. Doch das geschieht nicht einmal in den genannten Staaten, in denen es – anders als in Afghanistan – größere Minderheiten anderer Konfessionen und Religionen gibt.

Der Vernichtungskampf gegen alle Falschgläubigen gehörte weder zu Zeiten des Propheten noch davor oder danach zur Lebenswirklichkeit der Menschen. Es gab immer wieder Kriege zwischen Stämmen oder Sippen. Das gehört zur Stammesgesellschaft. Aber die Menschen gingen davon aus, dass die meisten Nachbarstämme oder Nachbarclans noch in einigen Jahrhunderten ihre Nachbarn sein werden. Es war weit weniger aufwendig, sich mit denen einigermaßen zu arrangieren, auch wenn man in religiösen Fragen nicht genau übereinstimmte, als sie auszurotten. Es gab reichliche Berührungen zwischen Menschen verschiedener Stämme und auch verschiedenen Glaubens. Nomadische Stämme mussten mit ihren Herden von einem Weidegrund zum nächsten ziehen. Dazu mussten sie ständig mit ansässigen Bauern verhandeln und sich einigen. Auch wollte man Handel treiben und entfernte heilige Stätten der eigenen Religion besuchen. Dazu musste man außerhalb des eigenen Siedlungsgebietes einigermaßen sicher reisen können. Schon in vorislamischer Zeit hatten sich Regeln des Gastrechts entwickelt, die zum allgemeinen Nutzen eine friedliche Bewegungsfreiheit für viele Menschen garantierten. Der Islam pflegte und stärkte diese Gastrechte ganz besonders. Kurz: Normalerweise kam man miteinander aus. Die Teile des Korans, aus denen die islamistischen Terroristen ihre Handlungsanweisungen entnehmen, spielen im täglichen Leben der Menschen keine Rolle. Man übersah sie einfach.

Umgekehrt bedeutet das, dass sich die kriegerischen Anweisungen des Propheten tatsächlich nicht auf das normale Leben der Menschen bezogen, sondern auf besondere Situationen.

Die meisten Afghanen sind überzeugt, dass das Zusammenleben der Menschen durch das Scharia-Recht geregelt werden sollte. Das Scharia-Recht ist ein Bündel von Rechtsvorschriften für dieses Zusammenleben, die aus dem Koran und den Traditionen des Islam abgeleitet wurden. Gut 200 Jahre nach dem Tod des Propheten wurde es zusammengefasst. Das geschah durch gebildete Schriftgelehrte in den blühenden Zentren der islamischen Kultur. Da gingen sehr viele Vorstellungen der Menschen in den großen Städten ein. Die Scharia gab also nicht nur das wieder, was bei den Stämmen Arabiens

oder Afghanistans für richtig gehalten wurde. Viele Kompromisse mussten gemacht werden, um ein gemeinsames Recht für den inzwischen riesigen Raum der islamischen Welt zu schaffen. Viele Rechtsregeln konnten außer Kraft gesetzt werden, wenn das dem Frieden in einer Region diente. Das Scharia-Recht ist also sehr flexibel. Das brachte Menschen dazu, zu überlegen, ob es möglich sei, das Scharia-Recht so auszulegen, dass es mit allen Menschenrechtskonventionen der UN übereinstimmt. Die Iranerin Schirin Ebadi machte viele Vorschläge, wie das zu erreichen sei. Sie wurde mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet – und von den Mullahs gezwungen, ihr Heimatland zu verlassen.



Es wurde schon erwähnt, dass nach der Scharia niemand gegen seinen Willen dazu gezwungen werden darf, eine bestimmte Person zu heiraten. Diese Regel wird in Afghanistan souverän übergangen, obwohl sie dort nicht unbekannt ist. So kommt es vor, dass Schaden, den eine Sippe einer anderen Sippe zugefügt hat, dadurch kompensiert wird, dass die Sippe der Täter der Sippe der Geschädigten eine Anzahl Mädchen zur Heirat ausliefern muss.

Grob gesagt wird in Afghanistan der Islam so gelebt, wie er ursprünglich für eine Stammesgesellschaft offenbart wurde. Für einen gläubigen Afghanen ist der Koran das Wort Gottes. Er nimmt ihn aber nicht in allen Teilen wörtlich. Das Scharia-Recht bezeichnet der Afghane als einen wichtigen Bestandteil seiner Religion. Allerdings lässt er die Teile dieses Rechts weg, die nicht zu seiner Stammesgesellschaft passen.

Der Islam war am Anfang auf Stammesgesellschaften wie in Arabien oder Afghanistan zugeschnitten. Das Herrschaftsgebiet des Islam hat sich dann schnell ausgeweitet. Die Religion trug sehr dazu bei, dass in vielen Gegenden die Kultur aufblühte. Der Islam nahm viele Anregungen aus seinen neu erworbenen Gebieten auf und entwickelte sie weiter. Auch in Afghanistan entstanden hoch entwickelte kulturelle Zentren in Ghazni, in Herat und in Balkh. Aber sie gingen in Kriegswirren wieder unter. Die vorislamische Stammesgesellschaft blieb bestimmend. Allerdings hielt man die alten Regeln des Zusammenlebens innerhalb des Stammes jetzt für islamisch. Was an Neuerungen in die Religion eingeflossen war, wurde ignoriert, sofern es sich nicht mit den Stammestraditionen vertrug. Die Auslegung des Islam war pragmatisch.

In Saudi-Arabien wurde eine Auslegung des Islam Staatsregion, die krass von den pragmatischen Traditionen abweicht. Sie nennt sich Wahabismus. Sie verlangt, dass alle Moslems so zusammenleben sollen, wie es der Prophet und seine Getreuen angeblich getan haben.

Saudi-Arabien ist dank seiner Öleinnahmen reich. Es setzt seine Mittel ein, den Wahabismus mit missionarischem Eifer in anderen Ländern wie Pakistan oder Indonesien zu verbreiten. In schiitisch beherrschten Ländern unterstützt Saudi-Arabien regierungsfeindliche Bewegungen.

Einige einflussreiche Saudis und sogar Mitglieder der Königsfamilie scheinen den "Islamischen Staat" zu fördern. Ziel dieser Bewegung ist es, ein islamisches Großreich zu schaffen und bestimmte Aufforderungen des Korans, die sich aggressiv gegen Andersgläubige wenden, wörtlich zu nehmen und anzuwenden.

Zucker

Die Reise von Frankfurt nach Afghanistan ist anstrengend. Es gibt keine Direktflüge. Man schläft praktisch eine Nacht nicht und sitzt stundenlang in Dubai oder in Istanbul herum. Zum Schluss kommt das Gedränge auf dem Kabuler Flugplatz. Wenn man endlich sein Gepäck hat, muss man noch eine lange Strecke laufen, bis man den Platz erreicht, wo man abgeholt wird. Der Fahrer Hamidullah war mit unserem Toyota-Corolla (Baujahr 92) gekommen.

Eigentlich wollte er mich mit dem Foronar abholen, berichtete er. Das ist unsere Staatskarosse, ein Benziner mit sechs Zylindern. Foronar heißt genau genommen "4-Runner". Aber die afghanische Version hatte es bis in unser Buchhaltungsjournal gebracht. Hamidullah wollte mich also mit dem Foronar abholen. Aber der war nur mit Mühen angesprungen und hatte es gerade noch bis an die Einfahrt zur Hauptstraße geschafft. Da blieb er stehen und sprang nicht mehr an. Er sei zurückgelaufen, berichtete Hamidullah, und habe den Corolla geholt. An einer Werkstatt, an der er vorbeigekommen sei, habe er Monteure beauftragt, den Foronar in die Werkstatt zu schleppen. Dort werde der jetzt untersucht.

Im Büro angekommen, legte ich mich hin. Als ich nach zwei Stunden wieder zu mir kam, stand Hamidullah vor der Tür. Er kam aus der Werkstatt und zeigte mir die Schale, die normalerweise unter dem Motor des Foronar angeschraubt ist. In einem Bodensatz Maschinenöl schwammen durchsichtige Kristalle. Jemand hatte Zucker in den Motor geschüttet.

"Wie soll denn Zucker in den Motor gekommen sein?"

"Das kann nur Yama gemacht haben. Am Donnerstag ist Taher noch mit dem Wagen gefahren. Da gab es keine Probleme. Am Freitag war nur Yama hier. Am Samstag bin ich dann gekommen, um Dich abzuholen. Also kann es nur Yama gewesen sein."

Hamidullah trug das alles hastig vor. Er kannte die Lösung schon länger. Hatte er übersehen, dass er selber auch als Täter in Frage kam?

Yama fand den Vorwurf absurd. Er sei kein Kraftfahrer und wisse nicht, was Zucker in einem Motor anrichte. Er wisse auch überhaupt nicht, wie man Zucker in den Motor hineinbekommt. Außerdem wolle er bald heiraten. Da brauche er Geld und werde seine feste Stelle doch nicht durch solche Manipulationen riskieren. Das war plausibel. Yama hatte einfach kein Motiv.

Die Reparatur kostete einige hundert Euro. Hamidullah hatte den Zucker vermutlich in den Motor gekippt, um Yama zu beschuldigen. Er ging davon aus, dass ich Yama dann rauswerfen werde. Das tat ich nicht. Einige Monate später wurde Hamidullah aus einem anderen Grund entlassen.

